Erheiterungen

1869 H. 1.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich Rthlr. 1. — oder fl. 1. 45 kr. rhein.

Erheiterungen.

Eine Hausbibliothek der Unterhaltung und Belehrung

für

Leser aller Stände.

Herausgegeben von Karl Seifart.

Einundvierzigster Jahrgang.

1869.

Erstes Heft.

Inhalt:

Stuttgart.
Verlag von Carl Grüninger.
1868.

Zu Bestellungen empfehlen sich alle Buchhandlungen und Postämter.

Erheiterungen.

Eine Hausbibliothek der Unterhaltung und Belehrung.

für

Leser aller Stände.

Herausgegeben von Karl Seifart.

Einundvierzigster Jahrgang.

1869.

An die geehrten Leser und Mitarbeiter.

Mit dem vorliegenden Hefte treten die „Erheiterungen" ihren einundvierzigsten Jahrgang an. — Wenn sich eine Zeitschrift so dauernd in der Gunst des Publikums befestigen konnte, so muß die Leitung derselben gewiß in Händen gelegen haben, welche in der so manche ephemere Erscheinung aufwerfenden Fluth unserer Journalliteratur das Steuer geschickt und sicher zu führen die Kraft hatten. In der That ist denn auch über ein Viertel-Jahrhundert hinaus die Redaction meines verehrten Freundes und Vorgängers, Otfrid Mylius, eine so umsichtige, geschmackvolle und gediegene gewesen, daß ich Besseres nicht versprechen kann und mich mit dem Wunsche bescheide, daß es mir gelingen möge, die Leitung der Erheiterungen im Geiste meines Vorgängers fortzuführen. — Die Zeitschrift ist nach wie vor durch tüchtige Mitarbeiter und namhafte Schriftsteller in den Stand gesetzt, einen gehaltreichen Inhalt zu liefern und für den deutschen Familienkreis den Charakter eines Hausbuchs von dauerndem Werthe zu bewahren. Sie wird neben größeren, im laufenden Jahrgang zum Abschluß kommenden Romanen pikante und spannende Erzählungen und Novellen, Reise- und Jagdbilder, sowie biographische, historische, ethnographische und naturgeschichtliche Skizzen geben, ferner Originalberichte aus Paris und London über das dortige sociale und literarische Leben, sowie gemeinnützige, populär und anziehend geschriebene Aufsätze aus verschiedenen Gebieten der Wissenschaft. Namentlich werden die Erheiterungen künftig auch unterhaltende und belehrende Skizzen aus der deutschen Culturgeschichte, welche in neuerer Zeit so erfolgreich und das historische Urtheil berichtigend angebaut ist, bieten, und geht in dieser Beziehung meine specielle Bitte an die betreffenden geehrten Mitarbeiter des frühern Bremer Sonntagsblattes, welches sich unter der gediegenen Leitung meines verewigten Freundes, des Dr. Friedrich Pletzer, eine so geachtete Stellung in der deutschen Journalliteratur erworben hatte, die Erheiterungen mit Beiträgen unterstützen zu wollen.

Die „Literarische Rundschau" der Erheiterungen wird, wie früher, unter Mitwirkung einer Reihe achtbarer Gelehrten eine parteilose, unabhängige und möglichst vollständige kritische Uebersicht der neuesten Erscheinungen unserer Literatur auf den Gebieten der Belletristik, der Geschichte, Biographie, Memoiren, Reise-, Erd-, Natur-, Länder- und Völkerkunde in würdevoller und vorurtheilsfreier Weise liefern. —

Schließlich kann der Unterzeichnete, gestützt auf neue und zweckentsprechende Einrichtungen des Herrn Verlegers, den geehrten Abonnenten das feste Versprechen geben, **daß die Erheiterungen forthin ohne alle Unterbrechung jedesmal am Anfang und in der Mitte des Monats pünktlich erscheinen werden.** —

Karl Seifart, Dr. phil., Herausgeber und Redacteur.

Henkers Trudchen.

Historische Erzählung von Karl Seifart.

1. Auf dem Marktthurm.

Hochüberragt von dem massig aufgebauten, prächtigen Marktthurm lag die gute Stadt Hannover, eingehüllt in die grauen Nebelschleier des dämmernden Morgens, noch in tiefem Schlummer, als der wachsame Hausmann Thilo Krage bereits seine Festkleider angethan hatte und von seiner hohen Warte herab nach dem sich sanft röthenden Osten ausschaute.

Da erhob sich langsam die rosige Scheibe der Morgensonne, ihre ersten Strahlen schmückten die Spitze des Thurmes mit grünem Goldglanz und hoben die Nebelschleier von den kantigen Giebeln der stattlichen Häuser, welche um die altehrwürdige Marktkirche, wie die Küchlein um die Henne, geschaart standen; deutlich konnte man von Krage's hohem Standpunkte bereits gewahren, daß das Rathhaus und die

Häuser am Markt mit frischgrünen Birkenzweigen und Kränzen geziert waren, und deutlich erblickte man flatternde Banner, welche in der Ferne die Spitzen der Thorthürme, der Bastionen und Zwinger der Festungswerke schmückten.

Es mußte wohl ein großer Festtag der festen, wohlhäbigen Hansestadt bevorstehen!

Jetzt rasselten und knarrten die Räder und Gewichtseile des mächtigen Uhrwerks, der Seiger hob aus, und weithin erdröhnend verkündete der Hammer die vierte Morgenstunde.

Dies Zeichen hatte der Hausmann nur erwartet; rasch ergriff er sein vielgewundenes, blinkendes Horn und ließ, als kaum der letzte Schlag verdröhnt, in lieblichen Weisen einen muntern Weckeruf über die Stadt hin erschallen, zuerst gen Osten, sodann gen West und Süd und Nord. Zugleich entfaltete er auch die nach allen vier Winden hinausgesteckten Banner, mit deren roth-weißer Seide der Hauch des frischen Morgenwindes ein glänzendes Farbenspiel spielte und, als hätte man tief unten in den geschmückten Häusern nur dieser Zeichen geharrt, so öffneten sich auch schon hie und da Fenster und Thüren und zeigten geputzte Leute, die mit fröhlichen Mienen einander den Morgengruß boten.

Allgemach, während die steigende Sonne Häuser und Straßen hell überglänzte, bildeten sich auch auf dem Markte Gruppen von Männern und Jünglingen, welche in die rothweißen Stadtfarben gekleidet und theils mit Feuerröhren, theils mit langen Spießen bewaffnet waren, deren blanke Spitzen im Schein der goldenen Morgensonne hell erglänzten; alle auf dem Markt mündende Straßen führten solch' schmucke, von munteren Knaben unter Gesang und Jubelruf begleitete Krieger daher, und bald sah Thilo Krage auf ein Menschengewühl herab, welches wie ein Ameisenhaufen die felsigen Grundmauern seiner hohen Wohnung umwogte und dessen Zurufe und Geplauder in ununterbrochenem, gedämpften Summen zu ihm heraustönte.

Mit verschränkten Armen und ernster Miene schaute der Mann auf das steigende Gewühl; die klugen, lebhaften Augen, welche aus seinem wettergebräunten, von einem vollen Bart umrahmten Gesicht hervorleuchteten, verriethen, daß unter dem groben Filzhut des Mannes wohl Manches gedacht und überlegt wurde, was sonst dem Gedankenkreise eines schlichten Thurmwarts, der fünfzig Gulden Jahrgehalt, zu Martini ein Fäßchen Bier und zu Lichtmeß ein Schock Häringe vom Rath bezog, fern lag.

Dem war auch so, und ging das ganz natürlich zu, denn dem Thilo Krage war es an seiner Wiege, die in einem angesehenen reichen Bürgerhause auf der Köbelingerstraße gestanden, nicht gesungen, daß er einst um eines so geringen Lohnes willen mehr als zweihundet Fuß hoch über der Menge wohnen und bei für ihn selbst ruhelosen Nächten Ruhe und Sicherheit der Stadt überwachen sollte. Hatte ihn doch sein Vater bei jungen Jahren in die lateinische Schule gethan, um ihn zu einem tüchtigen Jctus, d. h. Rechtsgelehrten vorbilden zu lassen und war er doch in dieser weitberühmten hannoverschen Schule, die, wie ein alter Chronist sagt, „viele herrliche ingenia, sowohl in latina et graeca lingua, als auch artibus liberalibus wohl informiret und ausgebildet," bereits zum Bacchanten, d. h. Primaner, aufgerückt, als ein leichtfertiger Streich seines Bruders Peter ihm und seinem Hause einen ungeheuren Schimpf angethan hatte, in dessen Folgen der väterliche Wohlstand zerrüttet und Thilo zu den Werbtrommeln der Landsknechte hinausgetrieben wurde. Manches Jahr war Thilo im Ungar- und Franzosenlande, in Brabant und im Reich mit dem losen Kriegsvolke, welches bald diesem bald jenem Herrn diente, umhergezogen, als er endlich, müde von seinen Zügen, beladen mit Weib und Kind und in heißer Sehnsucht nach der Heimath, eines Tages wieder mit einem kleinen Wägelein durch das Aegidienthor einzog und darauf Mancherlei versuchte, um für sich und die Seinen den Unterhalt zu erwerben. Doch damit wollte es ihm nicht gelingen, die Stadt hielt derzeit keine Söldner, weil die Bürger selbst Wehr- und Wachtdienste thaten, ein Handwerk hatte er nicht erlernt, keiner Zunft und keinem Amte konnte er sich zuzählen, und hätte er's auch gekonnt, so durfte er's nicht, denn an dem früher so geachteten Namen Krage haftete schon seit Jahren ein Makel; war doch sein Bruder der gefürchtete und verabscheuete Meister des „geschmähetsten aller Gewerke."

Wie das Alles sich begeben und zugetragen, wird dem geneigten Leser im Laufe unserer Erzählung klar werden. Unser Thilo wußte es nur zu wohl. Unter dem Vivatruf und Trommelwirbel, der eben von unten heraufdröhnte, rang sich ein schmerzlicher Seufzer aus seiner Brust los und sein getrübtes Auge schaute über das Dörfchen Linden hinaus nach einem vereinsamten Hause, welches inmitten eines öden Angers lag; seltsame, vom Thurm nicht deutlich zu erkennende Stangen und Balken ragten in der Nähe des Hauses auf — Thilo Krage erkannte sie wohl, schauderte zusammen und wandte rasch seinen Blick ab.

Stimmen wurden laut im Thurm, die morschen Treppenstufen knackten und knarrten unter schweren Tritten, ein fröhlicher Morgengruß wurde dem Hausmann zugebracht und sein Stübchen füllte sich mit Zinkenbläsern und Spielleuten, welche sich alsbald, da derzeit „Alles mit Gott" angefangen wurde, ordneten, um einen feierlichen Choral über die Stadt hin erschallen zu lassen und das schöne Fest damit einzuleiten.

Und ein Fest sollte heute am Peter- und Paulstage des fünfzehnhundertundvierundsiebenzigsten Jahrs nach unsers Herrn Geburt gefeiert werden, so glänzend, wie es Hannover noch nicht gesehen, nämlich eine Generalmusterung der ganzen wehrfähigen Mannschaft von Hannover mit darauf folgendem Fest- und Scheibenschießen, wozu gute Freunde und waffengeübte Cameraden aus allen Nachbarstädten freundlich eingeladen waren. Schon seit den letzten Tagen war es schwer geworden, in Hannover eine Herberge zu finden, denn die ganze Woche hindurch waren nicht allein aus den Städten Hildesheim, Braunschweig, Lüneburg, Celle, Einbeck, Northeim und Göttingen zahlreiche Mannschaften unter ihren Stadtbannern eingezogen, sondern auch aus den kleinen Städten und Ortschaften hatte sich eine große Zahl von Gästen und Zuschauern aufgemacht. Hatten doch die ganzen welfischen Lande Lust und regen Sinn für die große Musterung und das freie Schießen, und was nicht welfisch war, wie die aus dem Stift

Hildesheim, das kam aus nachbarlicher Freundschaft und aus Lust am Waffenspiel und fröhlichen Tagen.

Es war auch Alles so angelegt und bereitet, daß Friede und Freude obwalten mußte, denn der wohlweise Rath der Stadt Hannover war im Einverständniß mit den ehrbaren Vorständen der Aemter, Zünfte und Gilden diesmal auf den Wunsch des Herzogs, eine Generalmusterung anzustellen, bereitwillig eingegangen. Sonst hatte der Rath, seine und der Stadt Selbstständigkeit eifrig hütend, den Herzögen dergleichen wohl abgeschlagen war doch der Burgermeister und erste Consul selbst Kriegsherr der Stadt und zahlte seinen Hauptleuten und Landsknechten, wenn er in Zeiten der Noth durch solche die Wehrkraft seiner Bürger verstärken wollte, den Sold aus städtischen Mitteln. Allein das noch nicht lange vertobte schmalkaldische Kriegsungewitter und die großen Gefahren, welche den Bekennern der neuen Lehre stets von Seiten der kaiserlichen Partei drohten, hatten die mächtigen Städte geneigter gemacht, fest zu einander und zu ihrem derzeitigen Herzog zu stehen, der, wie bekannt, ein eifriger Protestant, sich zum Schild- und Schirmherrn der neuen Lehre aufwarf.

So hatte denn Herzog Julius, obwohl er den Künsten des Friedens und den Wissenschaften mit Leib und Seele zugethan, sich doch in seiner Weisheit den Grundsatz gestellt: „Si vis pacem, para bellum." Nach solchem Grundsatz handelte er eifrig und suchte nicht allein in den Städten durch Belebung der Schützenfeste und Waffenspiele die Kampfbereitschaft zu heben, sondern ließ an den Sonntagen durch versuchte Landsknechte und tüchtige Rottenmeister selbst das Landvolk einüben, gute Ordnungen zu schließen und den langen Spieß und das Feuerrohr zu handhaben. In Gittelde hatte der Herzog eine große Waffenwerkstatt auf- und einrichten lassen, aus welcher gute Schutz und Trutzwaffen aller Art und Carthaunen und Feldschlangen hervorgingen, wie sie derzeit im Reich und auswärts keine Gießerei besser lieferte.

Da nun die Städte erkannten, daß der Herzog bei solch' rüstiger Kriegsbereitschaft doch guten Frieden mit ihnen hielt und nicht darnach trachtete, ihre Rechte und Freiheiten feindlich anzutasten, so wurden sie ihm willig und ging die Stadt Hannover gern darauf ein, ihm ihre stattliche Wehrkraft vorzuführen.

Und allerdings konnte die Stadt derzeit auch auf ihre wehrkräftige Mannschaft stolz sein. Denn wenn man jetzt, nachdem der feierliche Choral verrauscht, aus Thilo Krage's luftiger Höhe herabblickte auf das laute, bunte Gewühl der Menge, welche, von jauchzenden Zuschauern umdrängt, so dicht auf dem Markte geschaart stand, daß kaum ein Pflasterstein sichtbar wurde, und nun die geschulterten Spieße und blanken Büchsenläufe über den Stahlhauben und befiederten Hüten im hellen Sonnenglanze erglänzten, so konnte man wähnen, daß hier ein stattliches Heer nicht zu einem fröhlichen Waffenspiel, sondern zu einer ernsten Heerfahrt ausgerüstet sei.

Es war dießmal die ganze wehrfähige Bürgerschaft nicht nach ihren Aemtern und Gilden, sondern kriegsmäßig unter vier Fahnen zu je zehn Corporalschaften geordnet, erfahrene Rottenmeister waren jedem Fähnlein zugetheilt und der Stadthauptmann, Werner von Alten, ein kriegserfahrener Mann, dem der Consul den Befehl übergeben, leitete mit großer Umsicht die Ordnung, also daß im rechten Schritt und Tritt und kriegsmäßiger Haltung die Mannschaften unter Pauken- und Trommelschall nach der Masch abrückten, nachdem sie den geladenen Gästen unter ihren Bannern, wie sichs gebührt, den Vortritt gelassen.

Einen überaus prächtigen Anblick gewährte der Schluß oder die Nachhut der städtischen Mannschaften; diese Nachhut bildeten die jungen Gesellen unter ihrem Führer Autor Soben; sie schritten alle in gleicher Kleidung, in rothen Pluderhosen und weißen von rother Seide durchzogenen Wämsern einher und trugen köstliche, neue Waffenstücke, die sie sich auf eigene Kosten in Gittelde hatten anfertigen lassen.

Ihr Führer Autor Soben, Sohn des reichen Gewandschneiders und Großhändlers Leberecht Soben, dessen Haus, Laden und Vorrathshaus derzeit fast eine ganze Seite des Holzmarktes einnahm, war ein überaus schmucker und stattlicher Gesell von dreiundzwanzig Jahren, bei Alt und Jung in ganz Hannover wegen seines Muthes und seiner Körperkraft, aber auch mancher losen Streiche wegen bekannt, zu welchen ihn sein fröhlicher, leichter Sinn und sein heißes, feuriges Blut oft verlockten; nicht mit Unrecht hatte ihm, als er noch die lateinische Schule besuchte, der Rector Melander einen hannoverschen Alcibiades genannt, und in der That war auch unser Autor mit allen Fehlern und allen Tugenden jenes großen Griechenhelden behaftet. Als er jetzt so daherzog vor seiner schmucken Schaar in köstlichem mit goldenen und silbernen Posamenten verbrämten Gewande, das bräunliche, mannhafte Gesicht, beschattet von einer Fülle weißer Straußfedern, die von seinem rothsammtenen Barret herabnickten, zog er aller Augen auf sich, und manche Jungfrau der das Herz schlug bei seinem Anblick, schaute ihm lange und verstohlen nach.

Schon verrauschten in der Ferne die Klänge der Pfeifer und Trommler, welche die Junggesellenschaar begleiteten, der Strom einer wilden, wüsten Volksmenge drängte nach, und bald war der eben so belebte Markt öde und leer, wie die Straßen der Stadt, denn fast Alles bis auf die Kranken und Altersschwachen hatte sich mit zum Thore hinausgedrängt, um dem glänzenden Schauspiele auf der Masch beizuwohnen.....

Die Spieler hatten den Thurm längst wieder verlassen und der Wächter saß vereinsamt und nachdenklich in seinem Stübchen. Ihm und den an den Thoren Wacht haltenden Mannschaften der Landsknechte, welche der Rath vor Kurzem in Dienst genommen, lag jetzt allein die Hut der verlassenen Stadt ob, und wenn auch bei dem Ernst, den man mit dem Landfrieden gemacht, nicht leicht ein Feind oder eine raublustige Schaar, wie das früher oft geschehen, die Stadt bedrohte, so schaute Thilo doch von Zeit zu Zeit sorgsam und gewissenhaft nach allen vier Winden aus, denn leicht konnte, da in den meisten Häusern die Aufsicht der Hausfrauen und Hausherren fehlte, durch Achtlosigkeit der zurückgelassenen Unmündigen und Altersschwachen ein Feuer aufgehen, wie man's beim großen Papageienschießen Anno funfzehnhundertundsechsundfunfzig erlebt, wo am hellen Mittage durch spielende Kin-

der ein Brand aufging, der das ganze Fest auf's Betrübendste gestört und die Hälfte der Osterstraße in Asche gelegt hatte.

Eben hatte Thilo einen kleinen Rundgang gemacht und sich angeschickt, sein kärgliches Frühmal einzunehmen, als auf den Thurmtreppen schwere, langsame Tritte laut wurden. Verwundert horchte der Wächter auf; wer mochte jetzt wohl den sauren Weg machen, um ihn zu besuchen, da doch Alles, was gesunde Beine hatte in der Stadt, mit zum Thore hinausmarschirt war?

Er sollte nicht lange im Ungewissen bleiben, denn als er das Pförtchen öffnete, um nach dem Fremden auszuschauen, stand dieser schon kerzengerade und verschnaufend vor ihm, so daß Thilo fast erschrocken zurückbebte, sich aber sogleich wieder faßte und den Mann mit den Worten: „Was beliebt dem Herrn Doctor?" in das Stübchen nöthigte und ihm einen Sessel zurechtrückte.

Das Ersteigen des Thurmes hatte den Fremden sichtlich angegriffen; schwer Athem holend ließ er sich nieder, und es währte eine geraume Zeit, bis er mit dem wieder nach allen Seiten die Stadt überschauenden Wächter ein Gespräch anfing.

Der als Doctor angeredete Mann war eine seltsame Figur; sein langer hagerer Leib war in einen weiten schwarzen Talar gehüllt, ein schwarzes Barret mit langen Ohrenklappen, wie es derzeit die Gelehrten trugen, bedeckte sein kahles Haupt, das auf einer riesigen, schlüsselförmigen Halskrause stand und aus welcher ein paar graue, stechende Augen hervorblitzten, welche alle Bewegungen des Wächters aufmerksam zu verfolgen schienen. Die harten, knochigen Gesichtszüge hatten die Farbe vergilbten Pergaments, und ein langer, düner, grauweiß gemischter Bart diente nicht dazu, das an sich schon abschreckende Gesicht freundlicher erscheinen zu lassen. In Barret und Gürtel des Doctors waren seltsame kabbalistische Zeichen genäht und seine Schuhe zierten silberne Schnallen in der Gestalt eines Drudenfußes oder Pentagramms. Der ganze Habitus und Anzug machte es klar, daß man in dem Fremden einen Gelehrten vor sich hatte, der sich mit geheimen Künsten befaßte; und dem war auch so, denn der Mann war kein anderer als des Herzogs Hof- und Leibalchemist Doctor Sömmering oder, wie er sich selber griechisch nennen ließ, Therocyclus. Er war hoch angesehen am Hofe in Wolfenbüttel und vermochte Alles über den Herzog, dem er den Stein der Weisen und ein verjüngendes Lebenselixir zu suchen versprochen.

Jetzt hatte er den Herzog mit seinen astrologischen und alchemistischen Gesellen, deren er auf Kosten des Fürsten eine gute Zahl um sich hielt, auf der Reise nach Hannover begleitet, und während der Herzog eben unter dem Donner der Carthauen auf der Masch die Musterung abhielt, hatte Therocyclus, wie er des Oefteren schon bei früherer Anwesenheit in Hannover gethan, den Marktthurm bestiegen, um den Wächter wiederum zu einem Vorhaben geneigt zu machen, zu welchem dieser jedoch niemals hatte die Hand bieten wollen.

Der Besuch war Thilo Krage, weil er neue, ihm unliebe Zumuthungen befürchtete, kein angenehmer; er harrte schweigend der Erklärung des Doktors und war im Voraus fest entschlossen, an seinen früheren Weigerungen unverbrüchlich festzuhalten.

Therocyclus fixirte den Wächter mit seinen klugen, grauen Augen, als wenn er dessen Gedanken errathen wollte, und hub endlich an: „Ihr habt Euch doch nun gewiß eines Besseren besonnen, Krage, und weigert Euch nicht mehr, Hand zum guten Werke zu bieten. Laßt mich ausreden. Es ist jetzt Seiner fürstlichen Gnaden des Herrn Herzogs höchsteigener Wunsch und Wille, daß ich mir und meinen Gesellen hier oben eine „lateinische Küche" und Laboratorium einrichte; hier nehmt die goldenen Beweise für des Herzogs Willen, laßt mich gewähren und haltet reinen Mund!" Mit diesen Worten hatte der Doktor zehn Goldgulden auf den Tisch gezählt und lud den Wächter mit einer Handbewegung ein, dieselben anzunehmen.

Dieser streckte auch die Hand aus, aber nur um das Geld mit Unwillen zurückzuschieben, und fuhr in gereiztem Tone auf: „Ich habe es Euch schon zehnmal gesagt, Herr Doktor, daß ich mich auf Euer Ansinnen nicht einlassen kann und will, die Wohnung hier ist mir auf Eid und Pflicht vom Rath übergeben, ich kann hier keinen Miethsmann aufnehmen, und mein Amt ist kein anderes, als hier für die Stadt treue Wächterdienste zu thun. Wünscht Seine fürstliche Gnaden hier den Wolken nahe eine lateinische Küche, oder wie Ihr das Ding nennt, einzurichten, so mag er sich deshalb mit dem Rath abfinden, und hat der nichts dagegen einzuwenden, so mag's seyn, dann habe ich nur einfach zu gehorchen. Im Uebrigen — —"

„Thörichter Mann," unterbrach hier Therocyclus den Wächter ungeduldig, „habe ich's Euch nicht schon früher genugsam erklärt, daß die Sache ein Geheimniß bleiben muß, und daß weder Rath noch gemeine Stadt darum wissen darf. Habt Ihr nicht schon bei meinen Erklärungen eidlich gelobt, mit keiner Menschenseele über den Euch von mir gemachten Antrag zu sprechen und auch ewiges Schweigen zu bewahren, wenn Alles in's Werk gesetzt sein sollte?" Sprecht, Mann, und macht keine Winkelzüge, habt Ihr nicht geschworen?"

Seufzend senkte Krage das Haupt und entgegnete kleinlaut: „Leider habe ich mir zu meinem größten Leidwesen solchen Eid von Euch entlocken lassen; besser wär's gewesen, ich hätte in's Feuerhorn gestoßen und die Leute um Hülfe gegen Euch angerufen, denn, nehmt mir's nicht übel, Herr Doktor, Euer ganzes Treiben deutet auf Zauberei und schwarze Kunst, davor uns der Herr in Gnaden bewahre."

„Ihr schwatzt, wie Ihr's versteht," wandte Therocyclus verächtlich ein; obwohl einmal durch die lateinische Schule gelaufen, seyd Ihr doch ein ungelehrter Mann, der nichts weiß von den geheimen Kräften der Natur und wie sich der Weise dieselben dienstbar macht; was Ihr Leute mit Eurem kurzen Verstande nicht begreift, schmähet und verabscheuet Ihr als Zauberei, obwohl es auf den Akademien öffentlich in den Hörsälen gelehrt wird, daß neben der schwarzen Magie auch eine weiße besteht, deren sich seit Albertus magnus und auch lange vor ihm die gottseligsten und weisesten Leute beflissen haben, um den lapidem philosophorum zu finden. Kann Euch Eure geringe Einsicht gerade nicht verargen, sind es doch selbst unter den Gelehrten und Hochstudirten nur rarae aves, welche einen Nostradamus, Theophrastus, oder,

wie ich, einen Solias zum Lehrmeister gehabt haben. Ist auch nicht jedem Hans und Kunz das ingenium gegeben, solche Lehre zu verstehen, und es heißt wohl Perlen vor die Säue werfen, wenn ich Eurem widerhaarigen Sinne klar zu machen suche, warum uns „Wissenden" so sehr daran liegt, hier auf diesem gefeiten, von Wissenden erbaueten Thurm ein geheimes, vor der profanen Welt gänzlich verstecktes Laboratorium auf- und einzurichten. Doch ich will's versuchen, hört mich nur ruhig an, und habt dabei die Rauchfänge der Stadt im Auge, weil Ihr glaubt, daß Ihr's thun müßt, doch dürft Ihr's auch unterlassen, denn schon in meiner Warte zu Wolfenbüttel haben mir auf Befragen die Sterne gesagt, daß während der Anwesenheit Seiner fürstlichen Gnaden weder ein Brand noch sonst ein Unheil über Hannover hereinbrechen wird."

Mit einem Gemisch von Mißtrauen und Furcht sah Thilo Krage auf den Mann, der sich jetzt in seiner ganzen Länge vor ihm aufgerichtet hatte. Dem Doktor entging der Eindruck nicht, den er auf den schlichten redlichen Mann gemacht, er setzte sich wieder und richtete mit gedämpfter Stimme, gleich als ob er fürchte, selbst auf dieser Höhe von unberufenen Ohren belauscht werden zu können, an den Wächter die Frage: „Habt Ihr's je erlebt und gehört oder in den Chroniken gelesen, daß diesen Thurm, obwohl er der höchste der Stadt, ein Wetterstrahl des Himmels oder sonst ein Unglück getroffen hätte?" Auf Krage's verneinendes Kopfschütteln fuhr er fort: „Nun, ist es Euch denn nicht wenigstens verwunderlich, daß im Laufe der Zeiten Thurm und Kirche zu St. Aegidien und zum Heiligen Kreuz, obwohl sie auch geweihete Gotteshäuser, mehr als einmal durch Blitz und Sturm gelitten haben, während dieses Haus, an welchem St. Georg mit dem Templerkreuze wacht, den Stürmen und dem Feuer des Himmels durch Jahrhunderte trotzte? Ich will Euch, da der Eid Euch bindet, nichts von dem zu sprechen, was ich Euch mittheile und mit Euch verhandle, ein kleines Licht leuchten lassen in der Dunkelheit, die Euer Auge in diesen Dingen umgibt. Wäre Euch das Licht gegeben für heilige Zeichen, so würde Euch draußen an den Giebelfenstern dieses Thurmes das kabbalistische Sechseck und im Osten das pythagoräische Fünfeck oder Pentalpha sagen, daß auf diesem Bau eine heilige Weihe ruht, daß er von Wissenden gefeit ist für die späteste Nachwelt, und daß er außer jenen offenbaren noch viele andere Zeichen trägt, die nur der Eingeweihte sieht und kennt und durch welche dieser König aller städtischen Thürme und Bauten noch zu den Wissenden der spätesten Nachwelt reden wird.

„Ihr erzählt mir da verwunderliche Dinge," unterbrach hier Thilo Krage in sichtlicher Spannung, „und ich muß Euch glauben; seid Ihr doch ein hochgelehrter Mann und ich bin nichts weiter als ein verlaufener Schüler und Landsknecht, den man mit einer Wächterstelle auf diesem geheimnißvollen Thurm betraut hat."

„Geheimnißvoll!" wiederholte Therocyclus mit Nachdruck, „nun ja, da war auch einmal ein Blinder mit dem Licht begnadet, da habt Ihr ein echt und recht Wort gesprochen. Geheimniß ist das Alpha und Omega unserer Kunst, die dichten Schleier des Geheimnisses verhüllen der thörichten und profanen Welt die fruchtbringende Arbeit des erfahrenen Adepten. Schon im treuen Bewahren des Geheimnisses liegt an sich ein überschwänglicher Lohn. Sagt doch Meister Horatius: „Est et fideli tuta silentio merces." Diesen Lohn genieße auch Du, Thilo Krage; mit diesem Schlag hebe ich Dich als Vertrauten auf die erste Stufe. Nun bist Du mein."

Mit diesen Worten hatten des Doktors lange, magere Finger die Schulter des Wächters leicht berührt, aber als hätte ein schwerer Schlag oder ein glühendes Eisen seine Schulter getroffen, so sprang Krage mit einem gellen Aufschrei zurück, riß in rasender Wuth sein kurzes Schwert vom Leder, stürzte sich auf den vor Schreck starren Gelehrten, warf ihn zu Boden und schrie, das Messer über ihm schwingend, mit wuthheiserer Stimme: „Nimm das Wort zurück, verdammter Zauberer, oder Deine Seele fährt stracks zur Hölle!"

„Therocyclus krümmte sich unter der eisernen Faust des Wächters und ächzte: „Laßt mich los, thörichter Mensch, ich will Euch willfahren, welches Wort soll ich zurücknehmen?"

„Euren ganzen hinterlistigen Zauber sollt Ihr zurücknehmen, vor Allem aber das verfluchte Wort: Nun bist Du mein!" kreischte Krage, seinen Gegner, dessen bleiches Gesicht erdfahl und leichenhaft ihn anstarrte, derb schüttelnd. Jenes Wort brennt mir auf der Seele, jenes Wort hat mich zum armen Mann, meinen Vater zum Trunkenbold, meinen Bruder zum Henker gemacht, jenes Wort hat die ehrbare und angesehene Familie Krage mit Schmach und Schande bedeckt. Mann, ich sage, nehmt das Wort zurück und trollt Euch von hinnen, sonst werfe ich Euch trotz aller Zauberkunst vom Thurme herunter, daß man Eure Gebeine unten im Sacktuche zusammensuchen soll!"

„So laßt mir Luft und laßt mich erheben," stöhnte Therocyclus, „ich will nach Eurem Willen thun."

Krage ließ den Doktor aufstehen, der den wuthschnaubenden Wächter jetzt mit einem unbeschreiblichen Blick maß, in welchem sich Verwunderung, Verachtung und tiefer Grimm malten. Dann streckte er die rechte Hand, womit er ihn vorhin berührt, umgekehrt nach ihm aus und legte ihm unter Murmeln unverständlicher Worte die Rückseite der Finger auf die Schulter: „So, nun bleibt, was Ihr gewesen seid, und tappt gleich dem Maulwurf im Dunkeln, wie Ihr's verdient; indeß erinnert Euch, daß Euch trotzdem Euer früher geschworener Eid bindet, mit Niemanden über das zu sprechen, was ich mit Euch verhandelt."

„Deß könnt Ihr versichert seyn," sagte Krage jetzt beruhigt, „was ich geschworen habe, habe ich geschworen, und damit Ihr nicht ganz in Groll von mir geht und meine zornige Aufwallung versteht, in die mich Euer unheimliches Gebahren und vor Allem Euer Wort, mit welchem Ihr meine Schultern berührtet, auflodern ließ, so setzt Euch und hört, was ich Euch mittheile, dann werdet Ihr mich gerechtfertigt finden."

Therocyclus setzte sich widerwillig, unterschlug die Arme und schaute verdrossen in eine Ecke, während Krage begann: „Schon früher habe ich Euch vom Unglück meiner Familie

und von meinen harten Schicksalen gesprochen, vernehmt jetzt den wahren Grund: Mein Vater saß als wohlhabender Bürger und Harnischmacher an der Köbelingerstraße; er war Zunftmeister und Geschworener im Rath und erzog uns Kinder in Gottesfurcht und christlichem Wandel. Seine bürgerliche Ehre ging ihm über Alles, er freute sich seines Ansehens und hatte sich's vorgesetzt, einst recht mit Ehren in die Grube zu fahren und durch seine Kinder der Welt einen geachteten Namen zu hinterlassen. Mein älterer Bruder Peter und ich fürchteten seine Strenge, thaten unweigerlich nach seinen Geboten, und Alles ging seinen guten Gang, bis mein Bruder bei dem Kaufmann Hilmer Fischer in Dienst und Lehre geschrieben wurde. Anfangs ging's auch da mit ihm gut, bis er leider böse Buben fand, die ihn verlockten und zu allerlei nichtsnutzen Streichen verführten. Als nun vom Lehrmeister Klage auf Klage einlief, wurde mein Vater, Gott hab' ihn selig, eberwild, nannte den Peter einen verlorenen Sohn, der ihm Schande mache, und stieß ihn von seiner Schwelle. Wär' wohl besser gewesen, er hätt's nicht gethan, denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist. Der Peter wich aus der Stadt in's Elend, Niemand wußte wohin. Das fraß meiner guten Mutter am Herzen, sie durfte den Verlorenen nicht in Schutz nehmen, um nicht den Vater zum wildesten Zorn zu reizen, verlebte kummervolle Tage und verstarb ruhig und gottergeben, ohne von ihrem Sohne wieder Kunde erhalten zu haben. Nun ward mein guter Vater noch strenger und mürrischer, wie je vorher, ich hatte keine gute Zeit im Hause und ging gern, wenn ich mein Schul-Pensum absolvirt, in's Grüne, um der trüben Gedanken zu vergessen. So durchstreifte ich denn eines Sommertags, wie ich's oft gern gethan, die Eilenriede und suchte die tiefste Waldeinsamkeit. Da ist an der Warte Sturenbeif *) eine Wiese, dicht umschlossen von thurmhohen Eichen, man sagt, es soll in alten sächsischen Zeiten ein heidnischer Opferplatz gewesen seyn — und wunderbarer Weise sollte ich's heute erleben, daß hier ein heidnisch Volk sein Lager aufgeschlagen. Es war umherziehend ägyptisch Volk, das man, wie Ihr wißt, Zigeuner heißt; Männer, Weiber und Kinder lagerten sie in großen Schaaren um ein Feuer und kochten und brieten, was sie an wildem und zahmem Vieh gestohlen. Ich erschrak vor dem Volke und wollte in das Gebüsch zurückweichen, aber schon hatten sie mich wahrgenommen, und ehe ich's mir versah, stürzte ein junger Gesell aus dem Haufen auf mich los, umhalste mich und nannte mich seinen lieben Bruder. Herr des Himmels, ja, es war unser verlorener Peter, es war mein Bruder, der sich seit Jahren dem heidnischen, räuberischen und zauberischen Gesindel zugesellt. Er zog mich, obwohl ich widerstrebte, zum Haufen, stellte mich vor seinen König und sprach mit ihm und den Anderen in fremder Zunge, worauf mir das Volk große Ehre erwies. Ich bat meinen Bruder, das Volk und seine heidnischen Gräuel zu verlassen und mit mir zu gehen, um die Verzeihung des Vaters nachzusuchen. Das aber war Alles in den Wind gesprochen; Freunde und Blutsverwandte, meinte er, hätten ihn ausgestoßen und das Volk habe ihn brüderlich auf- und angenommen, er wolle mit ihm leben und sterben. Auch habe er sein Weib unter dem Volke. Und so war es. Er nahm ein bildschönes, junges und ganz in roth gekleidetes Weibsbild bei der Hand und sagte, das sei seine Frau Liebste, Hilla, die Tochter des Königs. Um's kurz zu sagen, mein Bruder war mit Leib und Leben ein Zigeuner geworden und wie sein Weib und die Uebrigen im Wahrsagen, Nachweisen und allerlei Zauberkünsten erfahren; so hatte er seinen Gott verlassen. Was redete er mir nicht Alles vor, gleich wie Ihr, Herr Doktor, von geheimen Kräften der Natur, von dienstbaren Geistern, von Geheimnissen und Amuletten; ich mag nichts davon hören, es ist nur Unheil und Verderben daraus erwachsen."

Therocyclus bewegte sich ungeduldig auf seinem Sessel und meinte: „Vergleicht mich und meine erhabene Kunst nicht mit den Phantastereien und dem Teufelsspuk des zigeunerischen Volks und macht's überhaupt kurz, ich geize mit meiner Zeit und kann Euch nicht länger mein Ohr leihen."

„Geduld, Herr Doktor," sagte Krage sanft, „ich will Euch zu Willen seyn und Euch in wenigen Worten sagen, was ich noch zu sagen habe. Das Zigeunervolk ward einige Tage, nachdem ich meinen Bruder gefunden und gesprochen, wegen Diebstahls und verübter Zauberei auf des Raths Befehl durch die Stadtknechte eingefangen, der König und seine Hauptleute wurden gehängt, die Uebrigen, darunter mein Bruder und sein Weib, in Banden geschlagen und auf den Markt zur Schandsäule geführt; daselbst sollten sie durch den Henker gestäupt und dann auf ewige Zeit des Landes verwiesen werden. So geschah's. Der Markt stand voller Gaffer, auf einer Bühne der Rath und unter des Raths Geschworenen mein Vater; er hatte, wie einst jener Römer, den eigenen Sohn mit verurtheilt; mir wollte das Herz zerspringen. Jetzt nahmen die Knechte des Scharfrichters meines Bruders junges Weib, so sehr es auch schrie und abwehrte, rissen ihm die Kleider von den Schultern, banden es an die Staupsäule und schlugen unbarmherzig darauf los. Da stieß mein Bruder einen Schrei aus, der mir noch heute durch Mark und Bein geht, wenn ich sein gedenke, sprengte mit Löwenkraft seine Banden, stürzte zur Staupsäule, schlug die Henkersknechte nieder und suchte sein Weib loszureißen, aber ruhig trat der Meister Scharfrichter an den Wüthenden heran, schlug ihn, der sein Weib umhalset hielt und an den Banden zerrte, mit der Fläche der rechten Hand auf die Schulter und sprach finster, aber laut und Allen vernehmlich: 'Nun bist Du mein!' . . Nun bist Du mein! Ihr werdet wissen, Herr Doktor, was das aus solchem Munde zu bedeuten hat. Jeder, und wäre es ein Fürstensohn, der unberufen dem Henker bei der Blutarbeit helfend oder störend in's Handwerk greift, ist Zeit seines Lebens dem Dienste des Angst-

---

*) Sturenbeif, d. h. steure, wehre dem Dieb, dem Räuber. So war die Warte benannt, weil sie gegen die Ueberfälle raublustiger Stadtfeinde errichtet war. Analog heißt eine alte Veste bei Hildesheim Steuerwald, richtiger Steuerwalt, d. h. steure der feindlichen Gewalt. Als Herzog Heinrich Julius Braunschweig belagerte, nannte er eine der gegen die Stadt aufgeworfenen Schanzen Steuer-Braunschweig.

manns verfallen, muß selbst zum Henkersknecht werden und ist von der Gemeinschaft aller ehrlichen Leute ausgeschlossen. So geschah's mit meinem Bruder. Nun ja, er hat's weit gebracht, jetzt sind viele Jahre seitdem vergangen und er sitzt als Meister Scharfrichter dort in der Frohnerei neben der Vehmstätte, er hat auch sein zerschlagenes Weib, die Hilla, heimgeführt, hat eine gar feine Tochter, die Gertrud, ganz der Mutter Ebenbild; es geht ihm gut, er ist reich und ist der Schande gewohnt. Aber uns ging's gleich, nachdem er zum Freiknecht aufgenommen, desto schlimmer. Mein ehrgeiziger Vater, der stolze Meister einer hochgeachteten Zunft, hatte nun einen leiblichen Sohn unter dem verschmähetsten aller Gewerke. Das griff seinen Verstand an, er ergab sich dem Trunke, mußte die Rathsversammlungen meiden, ließ Alles drunter und drüber gehen, verlor in nicht langer Zeit Haus und Habe und starb in der Armenherberge, während ich der Trommel der Landsknechte folgte. Zauberisches Treiben meines Bruders und seines Volkes, und endlich das vermaledeiete Wort: 'Nun bist Du mein!' haben über mich und mein Haus die Hölle losgelassen. Ihr begreift, Hr. Doktor, daß jenes Wort mich treffen mußte wie ein Schlangenbiß, zumal da Ihr vorher von geheimnißvollen und zauberischen Künsten gesprochen; mir gleich, schwarze Magie oder weiße Magie, ich will nimmermehr von dergleichen hören, damit Gott befohlen, Herr!"

In schmerzlicher Erinnerung befangen und im Eifer seiner Erzählung hatte Thilo Krage nicht bemerkt, daß bei Nennung des Namens Gertrud ein Zucken der Ueberraschung über des Doktors harte Züge flog; doch war das nur Sache eines Augenblicks, sodann meinte er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt: „Ihr werft die Dinge wunderlich durch einander, Thilo Krage, was hat mein Ansinnen und mein Versuch, Euch zum Lichte zu führen, mit dem Henker und Eurem seltsamen Mißgeschick zu thun? Doch, da Ihr einmal nicht so wollt, wie ich's wünsche, und Ihr Euch jeder bessern Einsicht trotzig verschließt, so würde ich selbst mit der Zunge eines Cicero oder Demosthenes nichts gegen Euch ausrichten. Laßt d'rum Alles, was unter uns vorgegangen und verhandelt, vergeben und vergessen seyn, ich trage Euch keine Feindschaft nach."

Mit diesen Worten bot er dem Wächter die lange, dürre Hand, die dieser auch versöhnt annahm und sich sichtlich erleichtert fühlte, als der unheimliche Mann sich zum Gehen anschickte.

Auf der Thürschwelle aber wandte Therocyclus sich noch einmal um und schaute zum Schubfensterchen auf den Markt hinaus, wo eben Stimmengewirr, Trommelschlag und Pfeifenklang laut wurde. Umwogt von einer großen Volksmenge, die eben vom Masch wieder einzog, verkündete ein Herold mit lauter Stimme, daß gleich beim ersten Schießen der Hauptmann der Junggesellen, Autor Soden, einen Haupt- und Meisterschuß gethan und einen Ehrenbecher des Herzogs errungen habe.

„Das wird die Gertrud freuen," murmelte mit pfiffigem Grinsen Therocyclus und stieg, ohne weiteren Abschied vom Wächter, gedankenvoll die obersten Treppenstufen hinab.

2. In der goldenen Gans.

Die festlichen Tage der großen Musterung und des Scheibenschießens waren vorüber und Alles war in Glanz und Freude verlaufen, bis gegen Ende des dritten Festtages sich trotz allen guten Einvernehmens ein kleiner Zwist zwischen Rath und Herzog erhoben hatte.

Man hatte nämlich unter dem großen Gefolge Seiner fürstlichen Gnaden einen stadtverbannten Mann entdeckt, welcher früher wegen „allerlei Practiken" gegen den Rath und wegen anderer losen Streiche der Stadt verwiesen und mit dem weißen Stocke zum Steinthor hinausgebracht war.

In Bescheidenheit hatte nun der Rath dem Herzog vorgestellt, daß dieser Mann, der sich Hauptmann Kettwig nannte die Stadt, die ihm bei Strafe an Hand und Hals verboten, nicht betreten dürfe, und daß er den Mann daher um der Achtung des Gesetzes willen aus seinem Gefolge entlassen möge. Anfangs hatte sich der Herzog gar nicht dazu willig finden lassen wollen und erklärt, der Mann sei ein großer Chemicus, sei ihm nützlich bei Verbesserung seiner Berg-, Salz- und Hüttenwerke und nur vorübergehend im Gefolge seines Hof- und Leib-Chemisten Therocyclus, dem er als Famulus bei den gelehrten Arbeiten diene, mit nach Hannover gekommen, um sich hier bei fröhlicher Zeit auch einmal von seinen schweren Arbeiten und Studien zu erholen. Auch mehrere angesehene Bürger verwandten sich für Kettwig und unter ihnen keiner eifriger, als der beliebte und gefeierte Autor Soden, der bei seinem wilden, raschen Sinn nicht übel Lust hatte, mit seinen Junggesellen für den Verbannten zum Schwert zu greifen, denn Beide hatten während des ganzen Schützenfestes überaus freundschaftlich und vertraulich mit einander verkehrt

Der Rath aber berief sich trotz alledem auf seinen rechtlichen Urtheilsspruch gegen Kettwig und verharrte bei seiner Bitte, daß Seine fürstliche Gnaden um des Ansehens des Gesetzes und Rechtes willen dem verbannten Manne befehlen möchte, sofort die Stadt zu verlassen, wogegen der Rath demselben auf das erneuerte Versprechen des Nichtwiederkommens sicheres Geleit bis an die Grenze zusichere. Herzog Julius, der Recht und Gesetz stets heilig gehalten, kam nun auch dem Wunsche des Rathes nach und ertheilte den Befehl; indeß warf doch dieser Vorfall einen Mißton in das Fest, so daß der Herzog nicht so froh und fröhlich nach Wolfenbüttel wieder abzog, wie er eingezogen war, zumal da auf dem Heimwege sein Vertrauter, Therocyclus, nicht nachließ, seinem fürstlichen Herrn, obwohl dieser oft dagegen abwehrte, viel von dem Uebermuth und dem Trotz der Stadtgemeinden und ihrer Bürgermeister in's Ohr zu blasen.

Indessen hatte man auch in Hannover den Zwischenfall fast wieder vergessen, hatte sich von den üppigen Festtagen und dem starken Zutrinken wieder erholt und Alles ging seinen frühern gewohnten Gang, als eines Tages die Söldnerwache am Leinthor einen reichgekleideten Mann ganz ohne das damals übliche scharfe Examen nach dem Woher und Wohin einließ, und mit pfiffigem Grinsen den Gulden von blankem Harzsilber entgegennahm, den ihm der Herr in die Hand gleiten ließ.

Das Verfahren war wider Herkommen und Vorschrift, und

der Söldner konnte einer strengen Bestrafung entgegensehen, wenn der wachthabende Waibel Alt von dem Vorfall genommen hätte; allein dieser lag, wie sich der durch das Schiebfenster blickende Landsknecht überzeugte, mit einigen Kameraden noch in tiefem Schlummer, und halbgeleerte Gläser und Flaschen, welche den neben sein hartes Lager gerückten Eichentisch bedeckten, zeugten dafür, daß der alte Graubart eine gute Zeche gemacht haben müsse.

„So ist's gut," murmelte der Söldner vor sich hin, „Dich wollten wir schon stumm machen, mit des Herrn Hauptmanns Gelde hast Dir das Auftischen meiner Mutterpfennige, wie Du meintest, recht wohl gefallen lassen und Deine biergewohnte, durstige Kehle mit starkem Wein genetzt. Ist doch ein Teufelskerl der Hauptmann, verweist ihn nur der Stadt so viel Ihr wollt, wir führen Euch doch am Narrenseil, und wenn Ihr da noch lange fortschnarcht, so stelle ich Euch den Spieß in die Ecke und echappire in's Hildesheim'sche, habe das Lumpenleben satt und der Hauptmann zahlt ganz andere Löhnung."

Während dieses seltsamen Monologs des gewissenlosen Söldners hatte der Fremde rasch die nächsten Straßen durchschritten und bog nach dem Holzmarkte ein, wo damals neben dem reich mit Bildwerk geschmückten Hause des Leberecht Soden ein kleines spitzgibeliges Haus lag, dessen verfallenes, schmutziges Aussehen von dem Glanz und der Sauberkeit der Nachbarhäuser auffallend abstach. Eine einst vergoldet gewesene, roh gearbeitete Figur über der Hausthür ließ es zweifelhaft, ob der Künstler damit einen Schwan, einen Storch oder eine Gans hatte darstellen wollen, indeß, man mußte das Ungethüm schon für eine Gans nehmen, hieß doch das Haus seit Menschengedenken „Zur goldenen Gans", und wenn die auf dem Riegel des zweiten Stocks hinlaufende Mönchsschrift nicht trog, so hatte das Haus schon vor zweihundert Jahren diesen Namen geführt und mochte schon damals wie zu der Zeit, aus welcher wir erzählen, ein Wirthshaus gewesen sein.

Das Haus und sein damaliger Besitzer, Cord Wind, standen nicht in dem besten Rufe, angesehene Bürger verkehrten überhaupt nicht in den ärmlich eingerichteten Räumen, deren Keller und Küche nur nothdürftig bestellt waren, und außer Marktbesuchenden und schlichten Landleuten suchten meist nur sogenannte „fahrende Leute", d. h. Gaukler, Theriakskrämer und Wunderdoktoren die „Goldene Gans" auf.

Um so mehr mußte es auffallen, daß der reich in Sammt gekleidete Mann, den wir so verstohlen durch das Leinthor eintreten sahen, das ärmliche Haus betrat, und sich in dem düstern, unsaubern Gastzimmer ganz heimisch zu fühlen schien. Den Wirth wie einen alten Bekannten, aber doch mit der Miene herablassender Vornehmheit grüßend, hatte er sein goldbetreßtes Federbarret auf den gebräunten Eichentisch geworfen und sich in einem alten, morschen Lehnstuhl niedergelassen, welcher in allen Fugen seiner wurmstichigen Glieder knackte, als sich der ungewöhnlich kräftig gebaute Herr, so bequem es gehen wollte, darin zurechtsetzte.

Gleich nach dem Eintritte des Herrn hatte sich Cord Wind, ohne erst einen Befehl oder Wunsch entgegen zu nehmen, hinausbegeben, und kehrte alsbald mit einer blank gescheuerten Zinnkanne und einem sehr schönen geschliffenen Trinkglase zurück, stellte Beides vor den Herrn hin und füllte das Glas mit einem Wein, dessen duftendes Arom von einer Güte zeugte, welche den ärmlichen Verhältnissen der verfallenen Schenke gar nicht entsprach.

Der Herr that einen tiefen Zug, hielt das halbgeleerte Glas gegen das Licht, blickte aus den leuchtenden, braunen Augen mit Wohlgefallen auf die Figuren der Hirsche und Jäger, welche von Meisterhand dem Glase eingeschliffen waren und warf dann, ohne den Blick vom Glase abzuwenden, mit feinem Lächeln das Wort hin: „Ein Blinder möcht's mit der Krücke fühlen, daß das nicht in Deinem Stalle jung geworden ist, alter Fuchs!"

„Das ist freilich so klar wie der Malvasier, den Ihr da trinkt!" erwiderte Wind leicht hin, „sage mir der Herr Hauptmann lieber, wie wir das ausgelaufene Faß neu füllen; ich habe die letzten Kannen abgezogen und mit der Arbeit scheint's verdammt schlecht zu gehen; wenn Euer gewagter früher Gang zur Stadt nichts bedeutet und eure Gürteltasche leer ist, so können wir bald mit dem Dünnbier und der schmalen Kost fürlieb nehmen, von welcher das Lumpenvolk hier zehrt. Geht nichts Blankes bei mir ein, so geht auch nichts Blankes aus, Herr Hauptmann!"

„Laß das Geplärr", fiel der Herr unwirsch in die Rede, Du bist ein Nimmersatt und verstehst Dich bei mageren Tagen nicht durch die gehabten fetten zu trösten. Ich sage Dir, der doppelte Boden in Deinem Keller, in dem Du Dein Diebs- und Hehlgut birgst, wird bald nicht mehr fassen, was mit Hülfe des Doktors und seiner Gesellen das Haus des goldsuchenden Herzogs in Wolfenbüttel spenden muß."

Ein dröhnender weithallender Karthaunenschuß unterbrach den Redenden für einen Augenblick, dann fuhr er, sich schmunzelnd über den breiten, von Perlen durchflochtenen Bart streichend, fort: „Hm! Es ist die Lärmkanone auf der Bastei am Leinthor; ich will den Hals wetten, daß der Dreisel ausgerückt ist; der Teufelskerl hatte die Wachthabenden glücklich eingelullt und mich eingelassen; er gehört zu den Unseren und ich treffe ihn noch heute auf bischöflichem Grund und Boden, sie werden eher den leibhaftigen Teufel fangen, als solchen Ausreißer. Doch jetzt gieb die Schlüssel, ich will oben durch die Nothpforte zu meinem Garderobezimmer und zum Autor, habe eine Bestellung von der Gertrud, der verliebte Autor oder Thor muß uns in Allem zu Willen sein, so lange ihn die Dirne am Band hat. Mach rasch, es ist Markttag, bald wird sich Deine Höhle mit „Hauzen" (Bauern) füllen und es möchte sie groß Wunder nehmen, einen „Sonz" (Edelmann), wie mich, hier zu treffen!"

Mit dem aufgeräumtesten Lächeln nahm der rothwelsch redende Herr, der kein anderer als der Stadtverbannte Kettwig war, ein Bund Schlüssel entgegen, welches der Wirth aus dem versteckteften Winkel eines Wandschrankes hervorgeholt, öffnete die Thür und eilte über die finstere Flur der morschen Treppe zu, welche in die oberen Gemächer führte.

Noch nicht lange war der Herr verschwunden, als einige Landleute in die Schenke traten und die brühwarme Neuigkeit mitbrachten, daß man einem fahnenflüchtigen Landsknecht nachsetze.

Cord Wind nahm die Mittheilung mit der gleichgültigsten Miene von der Welt entgegen und bediente aufmerksam aber wortkarg seine Gäste.

Indeß betrat ein wettergebräunter Mann in braunem Rock und grünem Schlapphut, den eine rothe Hahnenfeder zierte, die Stube, setzte sich, ohne zu grüßen und ohne gegrüßt zu werden, an einen besondern Tisch und nahm einen dort aufgestellten irdenen Krug mit schadhaftem Rande und zerbrochenem Deckel zur Hand, der Wirth füllte stillschweigend das Gefäß und indem es der Fremde an den Mund hob, bemerkte man, daß der Krug mit einer feinen, langen Kette am Tisch befestigt war. Dieser Umstand sowohl wie sein abgeschlossenes Wesen und die Scheu, womit sich die Leute von ihm fern hielten, kennzeichneten den Mann als den städtischen Henker Peter Krage, oder schlichtweg Meister Peter genannt.

Nach kurzem Verweilen legte der Mann eine Kupfermünze auf den Tisch, schnallte den Gurt seines Degens, der ihm an der rechten Seite hing, fester und schickte sich eben zum Fortgehen an, als die Thüre angelweit aufgerissen wurde und der Rottenmeister Rolf mit zwei Häschern in die Stube stürzte.

„Heraus mit dem stadtverfehmten Spitzbuben, dem Gaudieb!" schnob Rolf den Wirth an. „Ihr habt ihn versteckt, macht keine Kniffe und Ausflüchte, der fahnenflüchtige Dreisel liegt am Letzten und hat ausgesagt, daß der Kettwig in aller Frühe als ein rechter Kavalier vermummt zu Euch gegangen ist, der Bäcker drüben, Meister Timpe, hat den wie einen Grafen aufgeputzten Galgenvogel hier hinein- aber nicht wieder hinausfliegen sehen, draußen stehen meine Hellebardiere und lassen weder Katze noch Maus aus diesem Diebsloche; gesteht nur, Cord, sonst laß ich Euch krumm schließen und durch Meister Peter dort befragen, der wird Euch schon die Wahrheit pfeifen lehren mit seinen Schnüren und Schrauben, nicht wahr, Meister Peter?"

Der angeredete gefürchtete Mann, der beim Hereinstürmen der Häscher seinen Platz wieder eingenommen hatte, entgegnete trocken: „Ich habe nur nach Urtheil und Befehl meiner Obrigkeit zur rechten Zeit und am rechten Orte Jemanden zu fragen, ich kenne Euren Handel nicht und kümmere mich nicht darum."

„Aber wenn auch vom verschmähetsten Gewerke, Meister Peter," hub jetzt Cord Wind an, der den Drohungen und Beschimpfungen des Rottenmeisters gegenüber keinen Augenblick seine Ruhe verloren hatte, „so seid ihr doch ein christlicher Mann und fähig der Zeugenschaft, wie alle die rechtlichen Leute, welche hier sitzen und gehört haben, wie maßlos mich, einen unbescholtenen, an der Reihe sitzenden hannoverschen Bürger, der Rottenmeister Rolf beschimpft und bedroht hat. Noch heute trete ich vor den Rath und führe Klage gegen diesen Mann, und wenn noch Recht und Gerechtigkeit in Hannover walten, so wird er bald zu seinem Schaden gewahr werden, welch' ein Lohn solchem Ehrabschneider zugesprochen wird. Jetzt verlange ich vor diesen Zeugen, Herr Rottenmeister, daß Ihr keinen Winkel in meinem Hause undurchsucht laßt. Wohlan, thut was Eures Amtes ist, das Weitere zwischen uns wird sich finden!"

Die unerschütterliche Ruhe des Wirths und die augenscheinliche Parteinahme aller Gäste für ihn machten den übereifrigen Rottenmeister stutzig, er mochte sich sagen, daß er in seinem Eifer zu weit gegangen sei und seinen Auftrag sehr plump und ungeschickt ausgerichtet habe. Drum wandte er sich gemäßigter zu den hochaufhorchenden Anwesenden und erzählte, wie zu seiner Rechtfertigung, daß der Landesknecht Dreisel heute früh bei seinem Fluchtversuch rasch verfolgt und ergriffen worden sei. Doch habe er sich losgerungen und versucht, durch die Ihme zu schwimmen. Das möchte ihm auch wohl gelungen sein, hätte ihm nicht allzuvoreilig einer der Verfolger eine Kugel nachgesandt, die leider so gut getroffen, daß der Schelm, des irdischen Spießjagens für immer überhoben, nun in jener Welt seinem Lohn entgegensehe. Am andern Ufer bis auf den Tod verwundet aufgefangen, habe er, sein letztes Stündlein nahe fühlend, vor ihm und vielen zusammengelaufenen Zeugen reumüthig bekannt, daß er Jahr und Tag zu der Bande des Stadtverräthers Kettwig gehört, die mit Hülfe des Zauberers Therocyclus den guten Herzog in Wolfenbüttel bethöre, ihn ausplündere, verrätherische Umtriebe gegen die Rechte und Freiheiten der Städte schmiede und dem fürstlichen Herrn, sollte er ihr einmal nicht mehr nach Wunsch sein, gar nach dem Leben trachte. Er, Dreisel, sei der Fahne entlaufen, um in diesen Tagen mit dem Verräther Kettwig einen großen Raub bei einem Domherrn in Hildesheim auszuführen, doch Gott, der seiner sündigen Seele um des Blutes Jesu Christi willen gnädig sein möge, habe es anders gewollt und lasse ihn nun hier verdientermaßen am Zaune verenden.

Bei Nennung des Namens Kettwig, der während seines frechen Bannbruchs schon jüngst während des Schützenfestes in aller Munde gewesen war, war den Anwesenden ein Ausruf der Ueberraschung und des Erstaunens entfahren; aller Augen richteten sich fragend und argwöhnisch auf Cord Wind, der mit verschränkten Armen am Tische lehnte und mit der gleichgültigsten Miene von der Welt den Bericht des Rottenmeisters angehört hatte. Nur Meister Peter schien von den gemachten Mittheilungen wenig Notiz zu nehmen, er saß regungslos hinter seinem zerbrochenen Kruge und schaute womöglich noch ernster und finsterer drein, wie vorher.

Rolf erklärte den Gästen, daß keiner bis nach geschehener Haussuchung das Haus verlassen dürfe und befahl dem Wirth, ihn und seine Begleiter durch Haus und Hof, vom Keller bis zum Boden zu führen.

Ohne ein Wort der Widerrede gehorchte Cord, er beachtete die Hellebardiere nicht, welche Hausthür, Flur und Hof besetzt hatten, führte die Diener der Gerechtigkeit zunächst in den kleinen, leicht zu übersehenden Keller, beschwichtigte, stets von Häschern auf dem Fuße gefolgt, in der Küche die am Herde beschäftigte, keifende Frau und betrat dann seinen Begleitern vorauf die Treppe, um sie in die Kammern zu führen.

Das flackernde Herdfeuer erhellte den sonst düstern Aufgang, so daß dem eifrig umherspähenden Rolf ein auf einer Treppenstufe liegender, weißschimmernder Gegenstand bemerkbar wurde. Rasch bückte er sich danach und hob eine weiße, feingekräuselte Straußfeder auf, wie sie derzeit vornehme Herren auf Hüten und Barrett's zu tragen pflegten.

„Oho, Cord Wind," rief Rolf triumphirend, „wie kommt denn dieser seltene Vogel in Euer bescheidenes Haus, seit wann tragen denn Eure Gäste Federhüte wie die Edelleute und großen Hansen?!"

„Wenn sie vor dem schaulustigen Volk auf dem Seile tanzen," erwiderte Cord mit unerschütterlicher Ruhe dem Rottenmeister, „die Feder muß einer von dem fahrenden Volke verloren haben, welches bis gestern bei mir sein Losament hatte; so es Euch Spaß macht, so nehmt das Prunkding Eurer Frau Liebsten mit, wenn sie anders nach der Kleiderordnung Federn tragen darf."

Rolf biß sich in die Lippen, steckte die verdächtige Feder zu sich und durchsuchte mit seinen Begleitern auf's Genaueste die aufgeschlossenen Kommern und Bodenräume; es fand sich indeß weder ein versteckter Mann, noch sonst etwas Verdächtiges unter dem ärmlichen Hausrath vor, obgleich man alle Betten auspackte und selbst das Bettstroh so durchsuchte, daß keine Maus hätte unentdeckt bleiben können.

Aergerlich und kleinlaut verlangte Rolf jetzt noch in den Hof und die Stallung geführt zu werden obwohl er sich davon am wenigsten versprechen konnte, denn auf seinen Befehl hatten gleich bei seinem Eintritt in das verdächtige Haus Hellebardiere den Hof besetzt, um ein etwaiges Entwischen des Gesuchten in die Gehöfte der Nachbarhäuser zu verhindern, eine überflüssige Vorsicht, denn der kleine Hofraum der „Goldenen Gans" war von den hohen Mauern und Hintergebäuden der großen Nachbarhäuser eng umschlossen.

Enttäuscht und verbrießlich stellte Rolf mit dem im Hofe beschäftigten Knecht ein kleines Examen an nach Personen, die er etwa heute aus- und eingehen sehen, wie er's zuvor auch mit der Frau in der Küche gethan hatte. Allein hatte ihm diese freche Antworten gegeben, so gab ihm der Knecht, dessen schmutziges und verkommenes Aeußere, dessen schlaffe Züge und stiere Augen auf einen hohen Grad geistiger Beschränktheit schließen ließen, höchst einfältige Antworten, so daß der Rottenmeister es ganz natürlich zu finden schien, als Cord den Knecht grob anfuhr, ihm seine Vergeßlichkeit vorwarf und ihm befahl, endlich zum Bötticher zu gehen und das ausgebesserte Faß herbeizuholen.

Mit einem fast blödsinnigen Dreinstarren machte sich der Knecht auf den Weg und schritt schwerfällig über die Diele der Hausthüre zu, ward aber von den dort aufgestellten und inzwischen von einer großen neugierigen Volksmenge umgebenen Hellebardieren abgewiesen, welche sich an ihren Befehl hielten, Niemanden ein- oder auszulassen.

Der stupide Knecht berief sich zähe und in einer Weise, welche darthat, daß er von der ganzen Sachlage keinen Begriff habe, auf den Befehl seines Herrn; es gab einen Wortwechsel den der herzutretende Rolf endlich ärgerlich mit dem Bemerken schlichtete, daß jetzt Jeder gehen könne, wohin er wolle.

Das Wort galt auch den zurückgelassenen Gästen in der Stube und alle beeilten sich, das Haus zu verlassen, um ihren Geschäften auf dem Markte nachzugehen, doch hielt man sich in scheuer Entfernung von dem voraufgeschrittenen Meister Peter, dem auch, ebenso scheu und ängstlich jede Berührung mit ihm meidend, die draußen stehende Volksmenge auswich, so daß der finstere Mann freie Bahn fand und bald den sich durch die Menge drängenden Knecht erreichte; nur diesem vernehmbar flüsterte Peter die Worte vor sich hin! „Haltet Euer Versprechen, Kettwig, und handelt mit Eurem Autor rechtlich gegen Trudchen, sonst seid Ihr bald in meinen Händen trotz aller Listen und Vermummungen!"

Ein merkliches Zucken überlief die stupiden Züge des Knechts und klärte sie für einen Moment auf, sogleich verfiel er wieder in seine Stumpfheit und schlenderte durch die Kramerstraße dem Markte zu, während Meister Peter in sich gekehrt und gesenkten Hauptes den entgegengesetzten Weg einschlug.

3. Therocyclus und seine Gesellen

Längst vor dem Beginn der Haussuchung war der vornehme Gast der „Goldenen Gans", der in der That kein Anderer als der gesuchte Kettwig war, durch eine im Panel künstlich verdeckte Pforte aus einem der oberen Gemächer der „Goldenen Gans" in das stattliche Nachbarhaus der Soden eingetreten. Sorgfältig ließ er die Pforte wieder in ihre Fugen fallen und durchschritt, mit der Hausgelegenheit wohl bekannt, einen langen düstern Gang, der ihn zu einem Erkerstübchen führte.

Hier wurde er bereits erwartet, denn auf der Schwelle trat ihm Autor Soden entgegen, reichte ihm bewillkommend die Hand und zog ihn in das freundliche Zimmer, dessen Lage und Bestimmung beiden Männern ungestörte Ruhe der Zwiesprache und der Verhandlung bot.

Noch ehe sich Kettwig auf einem der prachtvollen, mit gelbem Plüsch überzogenen Sessel niedergelassen, hatte Autor die hastigen Worte an ihn gerichtet: „Was bringt Ihr von meinem Herzensschatz, meinem engelgleichen Trudchen? Ist sie bereit? Hat die Hilla den Peter sicher gemacht? Sprecht rasch, ich sterbe vor Ungeduld!"

Statt aller Antwort überreichte Kettwig, indem er sich niederließ, dem aufgeregten jungen Mann einen Brief, von welchem dieser hastig das Siegelwachs riß und den Inhalt des Schreibens mit gierigen Augen überflog. „Gott sei Dank!" rief er sodann, das Brieschen mit Küssen bedeckend, „der Alte willigt ein, nun ja, er kann schließlich der Hilla nichts abschlagen, schwer genug wird's ihm geworden seyn. Er traut mir nicht, und doch schlägt hier für die Gertrud das treueste Herz!"

„Die Sache ist abgemacht, unterbrach jetzt Kettwig den freudig erregt im Zimmer auf- und abschreitenden Jüngling, „wir verhelfen der Gertrud zu Ansehen und nehmen den Makel der Geburt von ihr, damit Ihr sie einst mit Ehren heimführen könnt; indeß Ihr wißt, eine Hand wäscht die andere; Ihr seid zwar mir und meinen Freunden auf eigene Gefahr hin oft gefällig gewesen, allein damit ist's noch nicht genug, wir bedürfen über kurz oder lang Eures ganzen Einflusses bei der jungen Bürgerschaft."

„Was ich mit gutem Gewissen thun kann, werde ich dankbar und gerne thun," erwiderte Autor, doch ist mir Euer Wunsch und Wille nicht klar. Ihr spracht mit Eurem Doctor, ich behalte nie den sonderlichen Namen, wohl von dem Ueber-

muthe des Raths und dem Trotz der Bürger, der gebeugt werden müsse, doch kann ich das nicht recht verstehen. Wenn Rath und Bürgerschaft auf ihre Rechte und Freiheiten halten, so ist das nur löblich, und der Herzog denkt auch nicht daran, solche anzutasten; zum Stadtverrath, Kettwig, werde ich nie die Hand bieten, schon genug, daß ich Euch, den Verbannten und des Verraths Verdächtigen, verberge und durchhelfe, aber was thue ich nicht um mein Trudchen!"

„Wer redet denn von Stadtverrath," fuhr der Hauptmann auf, „hier handelt es sich um weiter nichts, als um einen Wechsel des Regiments unter des Herzogs Schutz. Ein Wechsel, der auch Euch zu Gute kommen soll; oder dünkt es Euch nicht fein, einst die Ehrenkette des Bürgermeisters zu tragen und dazu in hohen Gnaden und Ansehen beim Herzog zu stehen?"

Eine heiße Röthe fuhr über Autor's schönes Gesicht und dem Versucher entging es nicht, daß die Brandfackel, die er schon oft in das ehrgeizige, leichtfertige Gemüth des Jünglings geschleudert hatte, endlich zu zünden begann. Der Hauptmann schürte den Brand und sprach eifriger und eindringlicher zu dem Jüngling, der, das braungelockte Haupt auf die Hand stützend, sinnend vor ihm saß und den Einflüsterungen wenigstens ruhig Gehör gab.

Doch plötzlich sprang Autor entrüstet auf und rief so laut, daß ihn Kettwig ängstlich zu beschwichtigen suchte: „Nein! Und abermals nein! Dazu biete ich nimmermehr die Hand! Was soll's mit der Sternwarte oder dem Laboratorium auf dem Marktthurm! Nicht wahr, einen Kundschafter möchtet Ihr dort haben, der allezeit die Stadt und die festen Werke zu überwachen vermag, um mit Eurem im Finstern schleichenden Anhang hier den Widerstand lahm zu legen, im Fall man gegen der Stadt Rechte und Freiheiten einen feindlichen Angriff macht?! Geht mir mit solch' verrätherischem Beginnen, es fehlt wahrscheinlich nicht viel, daß ich Hand an Euch lege und Euch den Häschern ausliefere, die, wie mir die Hellebardiere vor dem Hause meines spitzbübischen Nachbars deutlich genug sagen, eben dort nach Euch suchen!"

Kettwig schaute verstohlen auf die Straße, erblickte die Spitzen der Hellebarden, fuhr merklich zusammen und zog sich in den äußersten Winkel des kleinen Zimmers zurück, dann aber sprach er mit ruhiger Fassung: „Ihr werdet es wohl bleiben lassen, Lärm zu machen oder mich gar auszuliefern, junger Freund, denn wisset, in demselben Augenblick thäte ich den Mund auf und verkündete es der Welt, daß Herr Autor Soden, der Hauptmann der jungen Gesellen, der vornehme Geschlechtersohn, vermummt im Hause des Henkers aus- und eingeht und außerdem einen bei Hals und Hand Verbannten, weil er ihm bei seinem Liebeshandel dient, schon hundertmal hier verborgen, gehegt und gepflegt hat. Ich darf nur das Gemach dort öffnen und Euch als den Hüter meiner Vermummungen offenbar machen, und es wird Euch eine böse Sache daraus gemacht, obwohl Ihr Autor Soden und der Sohn eines Rathmanns seid! Zudem würde Gertrud nimmer die Eure, Ihr müßtet denn Lust haben, zum Meister Peter als Freiknecht zu ziehen und sein Handwerk zu lernen!"

Autor schlug jäh aufspringend die Stirn mit der flachen Hand, durchmaß, sich auf die Lippen beißend, mit großen Schritten das Zimmer und seufzte aus schwergepreßter Brust: „Wer sich Euch ergiebt, der ergiebt sich dem Teufel! Soweit ist's gekommen, ich kann von der Gertrud nicht lassen. Mag's biegen oder brechen! Wohlan denn, haltet Euer Versprechen, geleitet mir die Gertrud sicher nach Wolfenbüttel. Jetzt eilt Euch, legt dort im Gemach Eure Knechtskleider an und macht Euch auf dem Wege, auf welchem Ihr gekommen, davon, hier durch's Haus könnt Ihr, ohne aufzufallen, nicht entkommen. Eure Verstellungskunst und Euer Knechtsgewand wird Euch mitten durch die Häscher helfen."

„Deß bin ich gewiß," grinste Kettwig, schlüpfte ins Nebengemach und ging bald in der Kleidung, in welcher wir ihn mitten durch seine Verfolger entkommen sahen, durch die geheime Pforte wieder zur „Goldenen Gans."

Autor sank wie vernichtet in den Prunksessel, schlug die Hände vor's Gesicht und seine arbeitende Brust hob sich unter dem Wechsel der stürmischsten Gefühle. . . .

Wir unterbrechen den Gang unserer Erzählung, um den geneigten Leser mit Personen und Verhältnissen bekannt zu machen, welche den Grund und Boden bilden, auf welchem die hier mitgetheilten Begebenheiten und menschlichen Schicksale erwuchsen.

Das sechszehnte Jahrhundert, in dessen zweite Hälfte unsere Erzählung fällt, war eine bewegte, stürmische Zeit des Sichlosringens der erwachenden Aufklärung und des durch die Pflege der Wissenschaften geläuterten Geistes aus dem Aberglauben und den Phantastereien des Mittelalters. Noch war das Streben nach Wahrheit überall durch das Dunkel einer früheren phantastischen Weltanschauung verdüstert und darum treffen wir in dieser Zeit auf so manche seltsame Gestalten, welche trotz alles ernsten Strebens nach richtiger Erkenntniß in Phantastereien und abergläubischen Vorstellungen befangen blieben, die einer späteren Zeit gänzlich fremd geworden sind. Männer, wie Agrippa, Paracelsus, Faust und Turneiser, gehörten unter den Gelehrten zu den häufigen Erscheinungen und selbst die hellsten Köpfe unter den Reformatoren waren mehr oder weniger in dem Glauben an Zauberei und an das Wirken dämonischer Kräfte befangen. Der Glaube an die Möglichkeit der Erwerbung mystischer Gewalt über geheime Kräfte der Natur ließ die Astronomie in Astrologie, die Chemie in Alchemie entarten, und solche auf Phantasiegebilden beruhende Wissenschaften umnebelten nicht selten die besten Denker, so daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn auch der gelehrte, verständige und wohlwollende Herzog Julius mit seinen klaren Gedanken der Nachtseite dieser angeblichen Wissenschaften zufiel und viele Jahre lang ein Spielball von frechen und kühnen Betrügern wurde, welche die Schwäche des Herzogs benutzten und auf dieselbe ihre habsüchtigen und hochfahrenden Pläne baueten.

Schon im Jahre 1569 hatte sich ein fremder Gelehrter, der sich Philipp Therocyclus oder Sömmering nannte, nebst seinem Famulus Heintze, gewöhnlich der scheele Hintze genannt, beim Herzog in Wolfenbüttel Zutritt zu verschaffen gewußt und sich dem Fürsten, den er bei seinen chemischen und physicalischen Arbeiten unterstützte, bald unentbehrlich

gemacht. In kurzer Zeit gelang es dem Therocyclus, dem Herzog glaublich zu machen, daß er mit der Zeit durch fortgesetzte Studien und Experimente nicht allein den Schatz des Herzogs durch die Goldmacherkunst ins Ungeheure vermehren, sondern daß er auch für ihn den Stein der Weisen herstellen und ein Lebenselixir bereiten werde, welches dem Herzog langes Leben und ewige Jugend sichern müsse. Der Herzog, wie fast alle Gelehrten der Zeit, dem Mystischen und Uebernatürlichen zuneigend, ließ sich umgarnen und überhäufte den Therocyclus, der, wie sich nach Jahren herausstellte, nichts mehr und nichts weniger als ein verlaufener Pfaffe aus Meißen war, mit Gnadenbezeugungen und reichen Geschenken, die ihn in den Stand setzten, abgefeimte Helfershelfer nach Wolfenbüttel zu ziehen, für welche der bethörte Herzog die dem Schlosse gegenüber liegende Apotheke mit fürstlicher Pracht zur Wohnung einrichten ließ. Hier fanden sich unter anderen Helfershelfern sehr bald ein: das Weib oder die Zuhälterin des scheelen Hintze, Anna Marie Zieglerin, auch „Schlüter-Ilsche“ oder „Schließer-Lieschen“ genannt, und der ehemalige Hauptmann Kettwig, ein geborener Hannoveraner, der als Abenteurer die Welt durchstreift und eine dunkle, verbrecherische Vergangenheit hatte. Man sagte ihm offen nach, daß er einst an der Spitze einer gefürchteten böhmischen Räuberbande gestanden habe, und dieser schlechte Ruf, besonders aber der Umstand, daß er aus Feindschaft gegen den regierenden Rath Volksaufstände anzuzetteln versucht hatte, um diesen zu stürzen, war gerechte Veranlassung gewesen, dem Kettwig bei Strafe an Hals und Hand die Stadt zu verweisen. Dem Rath und seinem Anhange ingrimmig Rache schwörend, hatte sich Kettwig nach Wolfenbüttel zu dem ihm von früheren Gaunerfahrten her bekannten Therocyclus begeben und Beide steckten sich mit der Zeit kein geringeres Ziel, als den umgarnten Herzog von sich abhängig zu machen und neben des Herzogs Schätzen auch seine politische Gewalt an sich zu reißen und dieselbe zum Nachtheil der auf ihre Rechte und Freiheiten stolzen Städte auszubeuten.

Die Zeitverhältnisse waren solch einem kühnen und ruchlosen Unternehmen günstig, denn überall in Deutschland stellte das Wachsen der fürstlichen Hausmacht den Zeitpunkt in nahe Aussicht, welcher die städtischen Gemeinden der bisherigen Unabhängigkeit berauben mußte, und die blutigen und gräuelvollen Kämpfe, welche Julius Nachfolger, Herzog Heinrich Julius, später um die fürstliche Obergewalt mit der stolzen Stadt Braunschweig ausfocht, wären auch Hannover nicht erspart geblieben, wenn einerseits Alles nach dem Willen der Bande des Therocyclus gegangen und andererseits nicht Herzog Julius ein Charakter gewesen wäre, der mit unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit an den wiederholten Zusagen festhielt, die er den Städten hinsichtlich ihrer Privilegien und Freiheiten gemacht. So fügsam und nachgiebig sich Julius auch der ihn umstrickenden Adeptenbande gegenüber bezeigte und so freigebig er sie mit Geschenken überschüttete und ihren Einfluß den der wohlmeinenden, warnenden fürstlichen Räthe überwuchern ließ, so fest verschloß er allen Aufhetzereien gegen den Rath und die Stadt Hannover sein Ohr.

Allein die Verschworenen in der Apotheke zu Wolfenbüttel verloren deshalb den Muth nicht und verfolgten hinter dem Rücken des Herzogs mit eiserner Beharrlichkeit ihr verbrecherisches Ziel. Besonders war es Kettwig, den Racheburst und Ehrgeiz nicht ruhen ließen, selbst mit Gefahr für Leib und Leben seinen abenteuerlichen Plan zu verfolgen: den Herzog zum ohnmächtigen Schattenfürsten herabzudrücken, nach Beseitigung der fürstlichen Räthe für sich und seine Genossen alle politische Gewalt an sich zu reißen und die Selbstständigkeit der Städte namentlich des ihm verhaßten Hannover, wenn es sein müßte, selbst durch die blutigsten Gewaltthaten zu vernichten.

Zu diesem Ende hatte er, durch des Herzogs Freigebigkeit reich mit Geld versehen und in allerlei Vermummungen bereits schlechte und unzufriedene Elemente in Hannover auf seine Seite zu bringen gewußt, darunter eine Anzahl städtischer Söldner, wie den bei seinem Fluchtversuche erschossenen Dreisel, ferner die Stammgäste der „Goldenen Gans“ und ihren spitzbübischen Wirth Cord Wind, und schon zog er seine Netze, wie wir gesehen haben, auch über angesehene und einflußreiche Persönlichkeiten, wie über den jungen, kühnen und leichtfertigen Autor Soden, zusammen. Diesen wußte er bei seinem Ehrgeize und seiner leidenschaftlichen Liebe zu Gertrud Krage zu packen, einer Liebe, die er, wie wir sehen werden, doppelt und zwar zunächst zu weiterer Bethörung und Verstrickung des Herzogs in Wolfenbüttel auszubeuten dachte. Hatten nämlich schon früher die Verschworenen auf den Herzog durch die Schlüter-Ilsche, welche ein eben so üppiges und wohlgebildetes als abgefeimtes und verlegenes Weibstück war, zu wirken und ihn seiner ihnen sehr im Wege stehenden klugen und wackern Gemahlin Hedwig zu entfremden versucht, so sollte dies nach Therocyclus' und Kettwig's Plane jetzt noch erfolgreicher durch Gertrud Krage, die Tochter des Henkers von Hannover, geschehen, zu der Autor Soden in der leidenschaftlichsten Liebe entbrannt war.

Die auffallende Schönheit und der seltene Liebreiz dieser Tochter einer Zigeunerin und eines Henkers, welche, wie es dem ewig spionirenden Kettwig wohl bewußt war, bei ungewöhnlicher Begabung und großer geistiger Regsamkeit verstoßen und verachtet von der Welt, in der schaurigen Einsamkeit der Frohnerei herangewachsen war und deren lebhafte Phantasie die Schauer der Umgebung und der unheimliche Aberglaube, welcher derzeit Thun und Treiben des Scharfrichters umgab, genährt hatte, ließen die Gertrud als eine besonders geeignete Persönlichkeit erscheinen, um sowohl auf die Sinnlichkeit als auf die phantastischen Neigungen des Herzogs zu wirken und ihn mehr und mehr, ohne daß er's sich selbst bewußt wurde, dem Wollen und Wünschen der Verschworenen geneigt zu machen.

Es hatte dem schlauen Kettwig unsägliche Mühe gemacht, den finstern, mißtrauischen Meister Peter zu überreden, ihm die Tochter anzuvertrauen, um sie an den Hof von Wolfenbüttel zu bringen. Auch der Oheim Thilo Krage, den Peter oft in seiner Einsamkeit auf dem Marktthurm besuchte, war aufs heftigste gegen dieß Vorhaben gewesen, denn diesem war, wie wir sahen, Therocyclus und sein Anhang verdächtig und verhaßt, und er konnte sich nicht überzeugen, daß seine Nichte

die er, zumal nach dem Tode der eigenen Frau und des eigenen Kindes, über Alles liebte, bei der Zauberbande, wie er's nannte, in guten Händen sein würde. Allein Peters Zärtlichkeit für die geliebte Tochter und der Einfluß seines Weibes Hilla, der Zigeunerin, die schließlich Alles über ihn vermochte, hatten ihn endlich bestimmt, seine Einwilligung zu geben. War doch auch der angebliche Zweck ein löblicher und konnte dem Peter, der das Glück seines Kindes erstrebte, nur wünschenswerth erscheinen. Unter Hilla's Begünstigung hatte sich Gertrud's und Autor's Liebe zur heftigsten Leidenschaft gesteigert. Peter, so wild und zornig er Anfangs den kühnen Jüngling von seiner verrufenen Schwelle gewiesen, hatte endlich den Bitten der Tochter und dem Machtwort der Frau nachgegeben und die Besuche des angesehenen Geschlechtersohns dulden müssen; sollte das unerhörte und seltsame Verhältniß aber wirklich einmal zu einem ehrlichen Abschluß kommen und Autor die Gertrud als sein ehelich Gemahl heimführen, so konnte das nur durch ein fürstliches Machtwort geschehen, welches den Makel von Gertrud's Geburt nahm und die Tochter des verschmäheten und verachteten Mannes, wie man es nannte, ehrlich machte. Dergleichen war nicht unerhört, hatte doch einst, wie ganz Deutschland wußte, ein fürstliches Machtwort den Schelm vom Berge, unter dessen Richtschwert manches armen Sünders Haupt gefallen, gar in den Adelstand erhoben!

So standen die Sachen, als in Wolfenbüttel die Macht des Adepten Therocyclus und seines Anhangs auf's Höchste gestiegen war. Längst waren die wohlmeinenden und warnenden fürstlichen Räthe, deren Mahnungen der bethörte Herzog hartnäckig das Ohr verschloß, in Ungnade gefallen, und im tiefsten, geheimen Kummer härmte sich die zurückgesetzte Gemahlin des Fürsten ab, welche den Verschworenen ein Dorn im Auge war und die das Schlimmste von ihrer Seite zu erwarten hatte, wenn nicht bald dem Herzoge die Augen aufgingen oder eine günstige Wendung des Geschicks die Herzogin vor den Nachstellungen ihrer erbitterten Feinde sicher stellte.

Wie aber Untreue den eigenen Herrn schlägt und der auf's Schlaueste angelegte Plan oft gerade in seiner feinsten Berechnung sich selbst durchkreuzt und vernichtet, so sollte die neue schlau und tief angelegte Grube, die dem Herzog und seiner Gemahlin gegraben war, schließlich Diejenigen verschlingen, welche sie gegraben hatten. —

4. Auf der Vehmstätte.

Fern von der Stadt Hannover, auf einer öden Anhöhe beim Dörfchen Linden, kennzeichneten der dreibeinige Galgen und hochaufragende radgekrönte Pfähle die Vehmstätte oder das Hochgericht, und in der Nähe desselben befand sich von einem dichten Zaun umgeben die Frohnerei, die vereinsamte Wohnung Meister Peter's die gern Jeder mied, der nicht nothwendig dort zu thun hatte.

Und doch muthete den Eintretenden, wenn er den ungewöhnlich hohen, oben mit starkem Dornreisigt belegten Zaun hinter sich hatte, das saubere Gebäude mit seinem wohlgepflegten Garten lieblich und traulich an. Außer dem steinernen Rade, welches über der Eingangsthür des freundlichen Hauses eingemeißelt war, deutete nichts auf den schrecklichen Beruf seines Bewohners; die fürchterlichen Instrumente des Hochgerichts und auch die für Auge und Nase widrigen Gebäude des Wasens oder der Abdeckerei lagen fern vom Wohnhause und wurden dem Auge durch den hohen, sehr dichten Zaun gänzlich entzogen. Eine starke Taubenflucht, eine gackernde Hühnerschaar und selbst ein paar stolze Pfauen belebten den geräumigen Hof und ein paar gewaltige, wohl dressirte Fanghunde sorgten aufmerksam und bissig dafür, daß das Geflügel nicht die Hecke zu dem Gärtchen durchkroch, welches in sauberster Anordnung die schönsten Blumenbeete und von Rosen und Gaisblatt bunt und duftig übergossene Lauben zeigte.

Man sah es auf den ersten Blick dem ganzen Haus- und Hofwesen an, daß sein Besitzer, Meister Peter, ein wohlhabender Mann war, dem seine verachtete und gefürchtete Kunst, Menschen zu quälen und zu tödten, einen reichen Erwerb einbrachte. Und in der That ohne grausam oder blutdürstig zu sein, hatte es Meister Peter zu einer unfehlsamen Meiserschaft in seiner grausen Kunst gebracht, so daß man den Meister von Hannover selbst nach entfernten Städten und Ortschaften holte, wenn ein recht verstockter Sünder peinlich zu befragen oder eine wichtige und schwierige Execution zu vollziehen war. Weit und breit unter Meister Peter's Collegen fand er auch seine neidlosen Bewunderer und alle waren darüber einverstanden, daß, wie sie sich in ihrer Kunstsprache ausdrückten, keiner „so rasch und sicher absetze" (köpfe), „so artlich mit dem Rade spiele" (rädere), „so nett tranchire" (viertheile) einen so feinen Knoten schlage" (henke) und so vernünftig die Glieder versetze" (foltere), als Meister Peter von Hannover. Ein Ruhm, der seinen Bruder Thilo, den biedern Thurmwächter, toll und wild machte, wenn er davon hörte, und ihm fast das Herz abstieß.

Doch war es, wie gesagt, keineswegs Blutdurst und Grausamkeit, welche Peter diesen fürchterlichen Ruhm begründet hatten. Zwar hatte er sich, als er einst seiner an der Schandsäule gegeißelten jungen Frau beispringen wollte und dafür zum Freiknecht gepreßt wurde, mit einem grimmigen Haß gegen die ganze Menschheit in sein grausames Geschick gefügt und war es ihm deßhalb von vornherein nicht schwer geworden, Qual und Tod über Exemplare dieses verhaßten Geschlechts zu bringen, welches ihn mißhandelt und ausgestoßen hatte, aber bald schwand seiner angeborenen, naturwüchsigen Gutmüthigkeit gegenüber dies bittere Rachegefühl, er übte sein furchtbares Amt nach Pflicht und Gewissen und hatte sich vielleicht nur deßhalb eine so große, unfehlbare Geschicklichkeit im Tödten erworben, um seine Opfer nicht lange zu quälen. Es wand sich auch kein armer Sünder, und wenn nach der barbarischen Sitte der Zeit auch die qualvollste Todesstrafe über ihn verhängt war, lange unter Meister Peter's Hand; wer in seine kunstgerechten Hände fiel, hatte rasch ausgelitten und war schnell der irdischen Qual überhoben. Auch an tröstlichem, verständigen Zuspruch ließ es der Meister in den letzten Augenblicken nicht fehlen und selbst der Spruch oder das Symbolum, welches der Klinge seines Lieblingsschwertes eingravirt war, lautete dem armen Sünder gegenüber wohl-

wollend: „Wenn ich thu das Schwert aufheben, wünsch' ich dem Sünder das ewige Leben!"

Peter lebte den Umständen nach zufrieden und glücklich auf seiner hübsch eingerichteten Frohnerei; er hatte in seiner Hilla, der Tochter des Zigeunerhäuptlings, mit dessen Bande er einst die Welt durchstreift, ein treues, sorgsames Weib, dessen Uebergewicht in manchen Dingen er gern ertrug, da seine Liebe zu der braunen Tochter des verstoßenen Volkes nicht erkaltete und er Ruhe und ungestörte Gemächlichkeit im Hause über Alles liebte. Ganz nach Hilla's Wunsch und Willen, war denn auch die einzige Tochter Peter's, die Gertrud, erzogen, ein Mädchen, dessen seltene Begabung durch einen so tüchtigen Unterricht gefördert war, daß es ihr im Lesen, Schreiben, in der Kenntniß des göttlichen Worts und im Wissen von der Menschen Thun und Treiben wohl die besterzogenste Patriziertocher in Hannover nicht gleich that.

Und wer war der geschickte Lehrmeister der Gertrud gewesen? Peter, obwohl wie die meisten seiner Standesgenossen in der Heil- und Wundarzneikunst nicht unerfahren und obwohl des Schreibens kundig, wie sein nach dem Tode aufgefundenes Gedenkbuch über die von ihm hingerichteten Missethäter auswies, war doch keineswegs unterrichtet genug, um die Gertrud wie ein vornehmes Fraulein heranzubilden, und nun erst die arme Hilla, die war wild unter ihrem Volke aufgewachsen und verstand weder zu lesen noch zu schreiben. Ein Schüler, oder gar ein Magister hatte auch nicht zum Unterricht der Gertrud herangezogen werden können, denn wenn ein solcher auch noch so arm gewesen wäre, er hätte doch für kein Geld in der Welt die Schwelle der Frohnerei betreten; nicht einmal die Dorfschule in Linden hatte die verschmähete und verachtete Tochter des Henkers besuchen dürfen.

Der Lehrmeister der Gertrud nun, jetzt in der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, bereits ein steinalter Mann, war Hildebrand, Peter's ältester erfahrenster Freiknecht, gewesen, der mit ihm in der Frohnerei wohnte, während die anderen Freiknechte, oder Löwen, wie sie in der Kunstsprache genannt wurden, ihre Wohnung oder Schlafstelle bei der Abdeckerei hatten. Dem Hildebrand war es auch nicht an der Wiege gesungen, daß er einst rädern, köpfen und henken oder gar Hexen und Mordbrennern „eine Hitze abjagen" (verbrennen) sollte. Er hatte auf der hohen Schule zu Wittenberg fleißig studirt, und war schon drauf und dran gewesen, den Ehrengrad eines Baccalaur zu erwerben, als er einen Studiengenossen im Streite erstach und vor dem Wittenberger Blutbann flüchtig werden mußte. Des Erstochenen Vater, ein mächtiger Reichsgraf, setzte Alles daran, den Tod seines einzigen Sohnes zu rächen und des Hildebrand habhaft zu werden, er ließ ihn von Versteck zu Versteck, von Asyl zu Asyl verfolgen und ruhte nicht eher, bis der abgehetzte und verzweifelte Hildebrand in die Freiung des Scharfrichters zu Köln flüchtete und sich zum Freiknecht an- und aufnehmen ließ.

Nun mußte ihn der Graf wohl lassen, hätte doch der Kaiser selbst den Hildebrand nicht aus der Freiung Meister Hämmerling's holen können, aber der Graf fühlte damit auch seinen Rachedurst befriedigt, war doch Hildebrand als Freiknecht, verachtet und verstoßen von der Welt, jetzt lebendig todt.

Und in der That, Hildebrand wünschte es sich wohl zu hundert Malen, daß ihn das Schwert oder der Dolch seiner Verfolger erreicht hätte, denn seinem gebildeten Geiste und fühlenden Herzen war das Leben, welches er jetzt zu führen hatte, ein Greuel. Er hielt nirgends lange aus, wanderte Jahre lang von Frohnerei zu Frohnerei und machte sich in der Regel fremd, wenn irgend eine Hinrichtung bevorstand. Immer konnte er aber dem nicht entgehen, und so hatte es gar das ihn verfolgende Schicksal gewollt, daß er im Jahre 1536 an der entsetzlichen Hinrichtung des Königs von Zion und seiner Genossen zu Münster theilnehmen mußte, von dieser Zeit an den greuelvollen Anblick immer vor Augen, peitschte es ihn wie mit Furiengeißeln durch Deutschland. Wiederholt versuchte er seinen Stand zu ändern, aber stets entdeckt durch die geheimen Zeichen und die geheime Kunde, welche ihn mit seinen Standesgenossen verkettet hielt, erntete er bei solchen Versuchen nur Schmach, Spott und Mißhandlung und ward immer wieder auf seinen furchtbaren Stand zurückgeworfen, bis er endlich bei vorgerückten Jahren in der Freiung des Meister Peter zu Hannover eine Zuflucht fand wie er sie sich in seiner betrübten Lage nur wünschen konnte.

Er erzählte dem verständigen und wohlwollenden Meister Peter seine Geschichte und klagte ihm das unsägliche Unglück, welches sein Stand über ihn gebracht. Peter verstand ihn, behielt ihn bei sich und verwandte den gelehrten Gesellen nur wenn es die äußerste Nothwendigkeit erforderte, mit zu seinen Blutarbeiten, waren doch der jungen und rohmüthigen Löwen noch genug in Meister Peter's Diensten, die sich nichts daraus machten, einem Mörder die Glieder abzuschlagen oder den Scheiterhaufen einer Hexe anzuzünden und zu schüren.

Statt solcher Arbeit übernahm jetzt Hildebrand wie ein rechter Präceptor und Magister den Unterricht von Peter's Töchterchen und half sie in allem Guten und Löblichen zur herrlichen Jungfrau heranziehen.

Das gute Trudchen ehrte und achtete ihren alten Lehrer als wie einen zweiten Vater, und fühlte sich trotz ihrer Vereinsammung doch glücklich in dem Bewußtsein, daß es Menschen gab, welche mit unbegrenzter Liebe und Zärtlichkeit ihr zugeneigt waren, das waren ihre geliebten Eltern, das war Hildebrand und der gute Oheim auf dem Marktthurm, dessen Einsamkeit in lustiger Höhe das der Einsamkeit gewohnte Kind oft getheilt und den alternden Mann durch seine frohe Munterkeit und seine klugen Einfälle erheitert hatte.

So war der in seltener Schönheit heranblühenden Jungfrau in stillem Frieden Jahr auf Jahr vergangen, als ein Ereigniß in ihr stilles Leben griff, welches ihr unschuldiges Herz in anderer Liebe, als wie sie bisher gefühlt, aufwallen und entbrennen ließ.

Eines Tages, etwa ein Jahr vor der großen Musterung und dem Scheibenschießen, von welchem wir oben erzählten, saß der lustige und zu allen losen Streichen aufgelegte Autor Soden mit zechenden Freunden in der Weinschenke am Beginenthurm, wo es überlaut und ausgelassen herging. Ein feines Lied folgte dem andern, bis endlich Autor gelangweilt die Laute, die er meisterlich zu spielen verstand, von sich

warf und meinte, es sei des Singens nun übergenug, man solle etwas Anderes vorbringen, ihn langweile das Gellimper.

Da griffen die Freunde zum Würfelbecher und boten dem Autor einen guten Landsknecht; Autor warf, verlor, warf, verlor wieder und warf mißmuthig den Becher von sich.

„Ei, so geh' zum Henker!" rief Hilmer Aken, dem die Würfel empfindlich an den Kopf geflogen waren, ärgerlich.

„Das war das rechte Wort, Hilmer," versetzte Autor ruhig, „ich gehe strads zum Henker und Ihr Alle geht mit; ein Lump wer zurückbleibt!"

„Was soll das heißen? Ist das Scherz oder Ernst! Was willst Du damit sagen!" riefen erstaunt, neugierig und aufgeregt die Zechgenossen durcheinander.

„Es ist mein voller Ernst," entgegnete Autor fest und leerte den vor ihm stehenden gefüllten Becher bis auf den Grund, „hört nur!"

„Soll mich doch wundern, was für einen Scherz der Autor wieder ausheckt," meinte der wohlbeleibte Henning Gaden mit einem weinrothen und vergnügten Gesicht, „gebt Acht, es giebt zu lachen."

„Zu lachen oder zu weinen, mir ganz gleich," rief Autor mit barschem Ernste, „wer folgt mir stehenden Fußes zur Vehmstätte? Die Zeit ist günstig, die sechste Abendstunde naht."

„Bist Du toll, Autor? Was steigen Dir für wunderliche Tauben in's Haupt? Nach der Vehmstätte, wo gerade jetzt zwei Missethäter am Galgen faulen und des Krippenstaller's Haupt auf's Rad genagelt ist?! Bleib' uns fort mit dem Scheuel und Greuel, hier beim Rheinwein und Muscateller ist's besser."

„So trinkt Euren Muscateller, bleibt hier und seid Lumpe," unterbrach Autor erhitzt die Fragen und Ausrufe seiner Genossen, „gerade weil des Krippenstaller's Haupt auf dem Rade sitzt und die beiden Schelme am Galgen faulen, will ich zum Hochgericht. Hört denn, Ihr Dickköpfe, und begreift mein Thun, wenn Ihr könnt: Ihr habt mich einstimmig zum Hauptmann erwählt und danke ich Euch für die Ehre ganz geziemend; als Euer Hauptmann aber will ich Waffen führen, mit welchen sich keine anderen messen können; denn wer weiß, wie bald es einmal zum Ernste gehen kann. Mein Schwertschlag aber ist nun widerstehlich und kann von dem besten Marxbruder nicht parirt werden, wenn ich mir um die sechste Abendstunde den Nagel aus des geräderten Krippenstaller's Haupt hole und denselben zum Schwertknauf verschmieden lasse, und gelingt es uns auch, auf den gebleichten Schädeln der Gehenkten Moos zu finden, so müßt Ihr wissen, daß keiner unserer Schüsse fehl geht, wenn wir solches Moos zwischen Kraut und Loth laden. Wohlan, folgt mir, die Zeit ist günstig, laßt uns solchen Talisman und Therial erobern."

Kopfschüttelnd nahmen die Zechgenossen Autor's seltsame Erklärung auf und Hilmer Aken meinte mißbilligend: „Aber Autor, welche Hexe hat Dir das eingeblasen? Fürchtest Du Dich der Sünde nicht! Es ist ja offenbare Zauberei und schwarzkünstlerisches Treiben, was Du vorhast!"

„So bleib' Du denn dahinten, Hasenherz," schnob Autor den Warnenden an, welcher erbleichte und sich auf die Lippen biß, „folgt mir Keiner, so gehe ich allein; schöne Gesellen seid Ihr, die Ihr den Hauptmann verlaßt, wenn's einmal etwas gilt!"

Mit diesen Worten warf der weinerhitzte Autor das Barret auf, schnallte den Schwertgurt fester und stürmte trotzig zum Gemach hinaus, ohne sich darum zu kümmern, ob ihm Jemand folge oder nicht. Nur der gutmüthige und ganz von ihm abhängige Henning Gaden folgte ihm.

Bald hatten die rasch ausschreitenden jungen Männer das Thor und das Dörfchen Linden hinter sich und bestiegen die öde Anhöhe, welche der rabenumflatterte Galgen und der Rabenstein krönten. Der widrige Anblick zweier modernder Gehenkter am Galgen und der vom Rade herabgrinsende Schädel des kürzlich hingerichteten Krippenstaller's, ließen Henning Gaden entsetzt zurückbeben, auch Autor hemmte seine Schritte und schaute für einen Moment bedenklich zu den abschreckenden Opfern der Justiz hinauf, dann aber seinen Abscheu gewaltsam überwindend und sich rasch ermanend rüttelte er den verzagenden Henning bei der Schulter mit den Worten: „Wohlan Henning, suscipere et finire! Dort am Zaune der Frohnerei habe ich eine lange Baumleiter bemerkt, die wird gerade passen, um den Nagel aus Krippenstaller's Schädel zu holen. Wohlan, bider Henning, folge mir, der Nagel muß mein werden, und wenn ihn die ganze Hölle mir bestritte."

Verzagt, aber dem Befehle Autors gegenüber willenlos, folgte Henning dem rasch Voraufschreitenden zur Frohnerei, hier bemächtigtigten sie sich der an einem aus dem hohen Zaune aufragenden Baume lehnenden Leiter und wollten sich eben damit fortmachen, als mit wüthendem Gebell Meister Peters Fanghunde auf sie losstürzten, so daß sie überrascht und erschrocken die Leiter von sich warfen. Zähneblekend und jede ihrer Bewegungen beobachtend, stellten die mächtigen Hunde die fremden Eindringlinge, und als Autor nur mit dem Arm zuckte, um zum Schwerte zu greifen, war er zu Boden geworfen und blickte entsetzt in einen schäumenden Hunderachen, der ihm jeden Augenblick nach der Kehle zu schnappen drohete.

Henning stand vor dem andern, ihn bedrohenden Hunde unbeweglich wie eine Bildsäule und schrie aus Leibeskräften nach Hülfe.

Die Hülfe war nah', ein gellender Pfiff rief die Hunde ab, die auch sogleich gehorsam und wedelnd einem alten, weißbärtigen Mann entgegensprangen, welcher aus der Eingangsthür in's Freie trat und mit raschem Blick übersah und erkannte, was hier vorgegangen; es war der alte Freiknecht Hildebrand.

„Was hattet Ihr vor, Ihr thörichten Leute," hub der Alte an, „was soll's mit der Leiter? Diebe und Galgenvögel seid Ihr nicht, wie mir Euer Auf- und Anzug sagt, aber Aberglauben und zauberische Tücke haben Euch verleitet, das Hochgericht berauben zu wollen. Ich kenne das, danket Gott, wenn ich Euch nicht verfeste und dem Rathe anzeigen lasse, bei welchem Beginnen ich Euch hier gefangen, es könnte Euch ein böser Fessel daraus geflochten werden!"

Autor hatte sich aufgerafft und wollte dem Alten trotzig

entgegnen, als plötzlich eine Erscheinung seine Rede hemmte, die ihn mächtig überwältigte und ihn seinen Schreck, seinen Zorn und sein ganzes Vorhaben vergessen ließ.

Von einem lichtbraunen, faltenreichen Sammetgewand umschlossen, welches ein breiter, reich verzierter Gürtel zusammenhielt, erschien eine hohe, schlanke Mädchengestalt in der Eingangsthür und schaute aus großen dunklen Augen neugierig und verwundert auf die Fremdlinge, welche unwillkürlich zum Gruße das Barret lüfteten. Ein Antlitz, wie es Lucas Cranach und andere Meister ihren Madonnen- oder Engelsgestalten gegeben, erhob sich über dem gold- und silbergestickten, die schönsten Formen eng umschließenden Mieder und ein goldenes Stirn- und Haarband schmückte die reiche Lockenfülle des schönen braunen Haares mit königlicher Pracht. Der Kopfputz und der ganze Anzug widersprach der Mode der Zeit. Sehr seltsam und phantastisch, aber darum nicht minder schön, erschien das Mädchen wie ein Gebilde aus einer andern Welt und die Schauer und Schrecken des Ortes und der nächsten Umgebung erhöhten und verstärkten den Eindruck, den dieser „Engel in der Hölle", wie Autor später oft sagte, auf Jeden machen mußte, den der Zufall in seine selten gesuchte Nähe führte.

Es war Gertrud, die Tochter des Henkers, die hier auf der entlegenen, von aller Welt gemiedenen Frohnerei blühete, wie eine Blume in der Wüste, deren Farbenpracht und Duft nie eines Menschen Auge erfreut: nur für Vater und Mutter und für den alten Hildebrand war die wunderholde Gertrud, deren Schönheit und Liebreiz die würdige Hülle eines ebenso reinen Gemüths als hochbegabten und ausgebildeten Geistes war, ein unversieglicher Quell geheimer Freude und innigen Wohlgefallens. Besonders war die leidenschaftliche Hilla ganz außer sich vor Freude über ihr schönes Kind, und ward bei den reichen Mitteln, die ihr aus Peters Freigebigkeit zuflossen, nicht müde, die Gertrud wie eine Fürstentochter herauszuputzen und zu schmücken, gleichwie ein Kind nicht nachläßt, ein geliebtes Püppchen in immer neue und schönere Gewänder zu hüllen. Die Mode der Zeit kam dabei nicht in Betracht, Hilla schmückte ihre Tochter, wie es ihr nach ihrem Geschmack gut dünkte, indeß man mußte gestehen, daß der Geschmack dieser ehemaligen Zigeunerprinzessin kein schlechter war. Noch weniger als um die herrschende Mode kümmerte sich Hilla in ihrer unbeobachteten Einsamkeit um die strengen Vorschriften der Kleiderordnung, übel würde es ihr und der Tochter bekommen sein, hätte man erfahren, daß die Tochter des verschmähetsten aller Männer in Sammet und Seide, in Gold- und Silberschmuck einherging, aber kein Verräther gewahrte das, denn so geschmückt erschien Gertrud nur in ihrer von Allen gemiedenen Behausung; ging sie einmal zur Stadt, um den Oheim in seiner lustigen Wohnung zu besuchen, so umhüllte ein grober Friesrock ihre schönen Glieder, eine schwarze Haube verbarg ihr reiches Haar und nur ihren Busen schmückte ein seltsamer Schmuck von rothem Wollzeuge, ein Schmuck, der Jeden aus ihrer Nähe scheuchte und sie des Anschauens lästiger Gaffer überhob, das war die kleine, rothe Leiter, ein Abzeichen, das der Henker und seine Familienglieder stets tragen mußten, wo sie sich öffentlich zeigten.

Als Gertrud an jenem Tage, an welchem Autor mit seinem Genossen den Raub am Hochgericht ausführen wollte, in ihrem ganzen, überwältigenden Liebreiz dem überraschten, leidenschaftlichen Jüngling entgegentrat, war sein Schicksal bestimmt. In tiefem Sinnen verloren, war er mit Henning Gaden zur Stadt zurückgegangen, sein wildes Gemüth war wie durch einen Zauberschlag umgewandelt, er mied von Stund' an die Freunde und Zechgenossen, Tag und Nacht hingen ihm Herz und Gedanken an dem schaurigsten Orte des städtischen Gebiets, und keine Schranke achtend, kühn und rücksichtslos dem Zuge seiner Leidenschaft folgend, hatte er Mittel und Wege gefunden, trotz aller entgegenstehenden Gefahren und Schwierigkeiten Gertruden zu sehen und zu sprechen und sie unter den heißesten Schwüren seiner Liebe und Treue zu versichern.

Und Gertrud blieb den leidenschaftlichen Werbungen des kühnen Jünglings gegenüber nicht gleichgültig, ihr Herz flammte ihm in gleicher Liebe entgegen und die Ueberglücklichen freueten sich in unnennbarer Seeligkeit des Augenblicks und gedachten nicht der fast unüberwindlichen Schranken, welche Sitte, Gesetz und Vorurtheil zwischen sie gestellt hatten.

Wohl hatte es mit Peter und dem alten Hildebrand die heftigsten Scenen gegeben, wohl hatte Autor bedroht und beschimpft mehr als einmal die Schwelle der Frohnerei meiden müssen, aber Trudchens Thränen und das über die Männer gebietende Machtwort der für das seltsame Verhältniß gewonnenen Hilla hatten schließlich so viel vermocht, daß der angesehene Geschlechtersohn heimlich und vermummt seine Braut in ihrer schaurigen Einsamkeit besuchen durfte, und endlich, nach Jahresfrist, war es den Verlobten und der Hilla gelungen, den Peter für den Plan zu stimmen, nach welchem mit Hülfe Kettwigs die Gertrud nach Wolfenbüttel geführt werden sollte, um dort durch ein fürstliches Machtwort, welches, wie Kettwig mit großer Beredtsamkeit versicherte, nicht schwer durch ihn zu erlangen sei, den Makel ihrer Geburt zu verlieren und zu solchem Ansehen zu kommen, daß Autor sie mit Ehren als sein ehelich Gemahl heimführen könne.

Es war durch Kettwigs und Autors unablässige Bemühungen endlich gelungen, den Tag festzustellen, an welchem Gertrud ihre Einsamkeit verlassen und unter Kettwigs Schutze nach Wolfenbüttel abreisen sollte. Wenige Tage nach Kettwigs glücklicher Flucht aus der „Goldenen Gans" hielt ein verdeckter Wagen vor der Frohnerei und geleitet von Autor, Hilla, Peter und Hildebrand bestieg unter tausend Segenswünschen und unter den heißen Küssen des Verlobten die Tochter des Henkers das Fuhrwerk und rollte mit ihrem verdächtigen Führer davon.

Lange starrte Hildebrand finstern Gesichts und mit verschränkten Armen dem Wagen nach, ein vorwurfsvoller Blick traf den aufseufzenden Peter; beide Männer hatten sich nur ungern in der Weiber und in Autors Wunsch gefügt.

(Schluß folgt.)

Jagdabenteuer am Clear-Lake.

Von P. v. L.

Während meines Ansenthalts in New-Ulm, der jetzt durch die Indianer fast gänzlich zerstörten deutschen Ansiedlung — war die Jagd meine liebste Erholung! Sie füllte alle meine Ruhestunden, fesselte mich mit festen Banden an das sonst wilde Land und Leben, und bot vollen Ersatz für die Freuden und Genüsse der fernen Civilisation. Noch jetzt schwillt meine Brust beim Andenken an den Hochgenuß dieser Zeit, wenn ich — begleitet von treuen Hunden — die endlose Prairie durchstreifte. Keine Sorgen drückten damals mein Herz, keine trüben Gedanken beunruhigten meinen Geist; sie waren untergegangen in dem Hochgenuß der Sinne, welche das reine Naturleben zur höchsten Thätigkeit spannte. Noch leben diese Stunden mit den kleinsten Einzelheiten in meinem Gedächtniß, und wenn ich es jetzt unternehme, sie in Bildern, mit ihren Freuden und auch Gefahren zu entwerfen, so hege ich keinen andern Wunsch als den, daß es mir gelingen möge, der Zeichnung die Lebhaftigkeit meiner Erinnerung zu leihen.

Schräg gegen mir über wohnte ein junger deutscher Landsmann von mir, Namens Ralf, der — obgleich seines Zeichens ein Sattler, gleich mir, gern jagte. In Folge der Uebereinstimmung unserer Neigungen konnte es nicht fehlen, daß wir unserm Gotte Nimrod zuweilen in Gemeinschaft opferten, und groß war die Zahl der Gänse, Enten und Hühner, deren Duft dem Altare, d. h. dem Eßtische entstieg, während ihr schmackhaftes Fleisch eine mehr irdische Richtung annahm. Durch die gütige Vermittlung meines vis à vis machte ich bald die Bekanntschaft von zwei andern verwandten Geistern, die ebenfalls — wie der Sattler — dem Bürgerstande angehörten. Der Instinkt, wenn wir vier uns oft, sehr oft zusammenfanden, hat für mich ein ganz neues Licht auf die „Göthe'sche Theorie der Wahlverwandtschaft" geworfen, und mit Hülfe solcher Autorität habe ich manchem Einwand meiner näheren Bekannten begegnet, und selbigen aus dem Felde geschlagen. Vor allen waren die Damen unseres Hauses eifersüchtig auf meine Flinte und wenn, ich ihnen zu beweisen suchte, wie kräftigend das Umherstreifen mit diesem Lieblinge auf meinen Körper wirkte, versuchten sie ihrerseits zu argumentiren — Holzspalten und Gartenarbeit habe die nämliche Wirkung. Ich bitte meine Leser ihre Verblendung milde zu beurtheilen; sie ist verzeihlich in Anbetracht der mancherlei Unvollkommenheiten, womit stellenweise das weibliche Geschlecht aufwächst.

Der gesetzliche Anfang der Jagd in Minnesota fällt auf den ersten August und gegen Ende d. M. hatten wir bereits eine anständige Anzahl von Enten und Prairiehühnern erlegt. Allein Wiederholung ermüdet, und überdrüssig des kleinen Wildes blickten wir sehnsüchtig gegen Norden, wo dem Gerüchte zufolge einige Meilen von der Stadt ganze Seen voller Gänse und Schwäne waren. Diese Seen sind an und für sich von großem Werth für das ganze Land. Ohne sie wäre der Norden von Minnesota vielleicht heute noch eine „terra incognita", denn die Reisenden, welche im Auftrage der Ver. Staaten dasselbe zu durchsuchen kamen, steuerten, wie es früher die Indianer und Händler gethan, mit ihren Kanoe's von einem See in den andern und durchkreuzten das nördliche Gebiet des Staates nach allen Richtungen. Die Seen sind ferner von großem Nutzen als Wasserreservoirs, indem sie, Ueberschwemmungen verhütend, in der nassen Jahreszeit die Fluthen in ihren Lenden aufnehmen, in der trockenen aber die Ströme nähren, woher es kommt, daß z. B. der Mississippi während seines Laufes in Minnesota höchstens um acht Fuß wechselt. Den Seen sind endlich eine Menge der Vorzüge des Klimas zu verdanken; ihnen sind die die Fluren erquickenden Sommerregen und Nachtthaue, die Milde der Luft zum großen Theile zuzuschreiben. Wie herrlich wohnt sich's aber für einen Farmer an solch hellem Wasserspiegel, wie rasch reiht sich deßhalb Farm an Farm um die Ufer der Seen, und welch ein ander Ding ist ein Landsitz mit der Aussicht auf die liebliche blaue Flut, als eine Farm in den trockenen Steppen von Kansas.

Der größte — wenn auch nicht der nächste dieser Seen wegen seines durchsichtigen Wassers, der „clear-Lake" genannt, war vorzugsweise das Ziel unserer Wünsche, und jede Belehrung über denselben willkommen. Wenige jedoch hatten ihn — obwohl seine Entfernung von der Stadt nur 12 engl. Meilen betrug, gesehen, und die Angaben dieser Wenigen waren so unbestimmt und widersprechend, daß unsere Sehnsucht selbst zu genießen immer stärker wurde, und endlich eine bestimmte Gestalt annahm.

Man denke sich daher unser Vergnügen, als wir mit den nöthigen Vorkehrungen fertig, nun in der Nacht des 20. September aufbrachen; ein Wagen, der ein leichtes Kanoe, ferner unsere Jagdutensilien und die nöthigen Lebensmittel trug, folgte uns, und so wanderten wir — begleitet von zwei starken Hunden — wohlgemuth vorwärts. —

Rings war hehre heilige Stille unter dem funkelnden Sternenheere. Nur fernher brauste es von dem zu einem allgemeinen großen unbestimmten Naturlaute in einander fließenden Rieseln und Schäumen und Plätschern der Bergbäche, die dem Minnesotafluß zueilten. Das Wehen des frühen Morgenwindes durch die Wipfel der uralten Eichen und Buchen mischte sich darein, und umhüllte jedes einzeln sich hervordrängen wollende Rauschen mit seinen mächtigen und gewaltigen Accorden. So ging es weiter durch thaubenetzte Prairien, an verschiedenen Farmen vorüber, und an einem einsamen, uralten, verlassenen Indianerdorfe, in dessen Marken die zu ihrer großen Friedensheimath — den seligen Jagdgründen — eingegangenen Bewohnern den Todesschlaf schliefen.

Ein leuchtend schöner Tag war im Anzuge, denn im Osten zogs durchsichtig purpurn auf, und sandte seine Lichtstrahlen immer weiter herauf durch die unendlichen Räume des Universums, daß der Sterne blitzendes Heer ermattete. Kein Wölkchen hemmte den freien vollen Ausstrom von Lucifers Fackel; nur leichte Nebelflaggen zerflatterten hier und da an den fernern Baumspitzen. Die Gegend vor uns hatte den allgemeinen Charakter wellenförmiger Prairies. Es findet überall der Einwanderer — der aus dem norddeutschen Flachlande nach Minnesota kommt, hier die weiten Ebenen seiner Heimath wieder, er findet hier den weiten Gesichtskreis, in

den das Auge von jeder kleinen Anhöhe aus über viele grüne Wiesen, Marschen und Forsten hinschweift. Der Bewohner der Berge Süd- und Mitteldeutschlands, ja der Mann aus den Schweizer und Tyroler Alpen, während er seine Schneekuppen und die tiefen Thäler des Urgebirgs allerdings vermißt, begegnet doch bei jedem Schritt Erinnerungen aus der lieben Heimath. Hier ragt eine Riesenmauer des Kalkfelsens am Flußufer empor, dort stürzt sich ein Bach durch enge Schluchten die Felswand herab, brausend und in Schaum gehüllt, ja an den Ufern der Seen mag er manchen alten Bekannten aus der heimischen Flora begrüßen.

So wechselten denn auch auf unsern Pfaden sanft steigende Hügel, dann aber auch schroffe Berge mit weiten Thälern, deren tiefste Tiefe vielfach sumpfiger Natur war, oder doch wenigstens den Sammelplatz für fallendes Regenwasser bildete. Schon hatten wir manchen dieser Hügel überschritten, manches Thal gekreuzt, aber immer erschien der clear-Lake noch nicht. Die letzte Farm lag bereits hinter uns, und jede, auch die geringste Spur des Anbaues, wie des menschlichen Daseyns war verschwunden.

Dagegen betraten wir plötzlich eine Gegend, die durch einen Prairiebrand verödet war. Meilenweit war jedes Hälmchen verschwunden; halbverkohlte Pflanzenstengel allein ragten vom Erdboden empor, und entsandten Wolken von Aschenstaub wenn die Füße der Pferde sie berührten. Die obere Erdkruste war von der Hitze förmlich gebaden, und zerbrach unter unsern Thieren und den Wagenrädern mit einem knisternden Geräusch. Am untern Ende der erwähnten Pflanzenstengel bemerkte ich eine harte Substanz, und kam nach näherer Untersuchung zu dem Schlusse, daß es irgend ein Salz oder sonstiger alkalischer Körper seyn müsse, welchen das Feuer beim Verzehren der Pflanze — ausgetrieben und verhärtet hatte. Wir hatten übrigens zu chemischen Untersuchungen weder Zeit noch Lust, und ich hatte meine Conjuncturen bald vergessen, als Lehmann — einer meiner Freunde, welche den Hügel vor uns erstiegen — stehen blieb, und den Hut schwenkend, Zeichen gab, daß der See in Sicht sey; wir eilten nach und begrüßten mit donnerndem Jubelruf den Blick in das gelobte Land.

Das Wasser — auf das wir nun zueilten, erschien allerdings als ein Bestandtheil des Sees, aber es war nicht fahrbar, indem es sich mehr als eine in Sumpf ausartende Verlängerung desselben auswies. Erst als wir das rechte Ufer dieses Sumpfes eine halbe Meile (engl.) verfolgt hatten, erhob sich der Boden zu einer schroffen Anhöhe, deren Fuß nun von den klaren Wellen des Sees gewaschen wurde.

Der Charakter der Gegend wurde zugleich mit jedem Schritte wilder und romantischer. Gruppen schöner Eichen und Lerchen krönten zwar auch hier die Höhe, aber ein dichtes Gebüsch von Laatschen und Dornen, durch das hin wilder Wein und Hopfen bis in die höchsten Zweige der Bäume seine Ranken schlag, machte das Ganze ungleich düsterer, und ich muß gestehen, daß uns nicht ohne innere Freudigkeit der Gedanke kam, es sey uns vielleicht vergönnt, mit größeren Thieren des Landes hier Bekanntschaft zu machen. Unser Wunsch sollte nur zu bald in Erfüllung gehen, denn „Laßt die Hunde los" ertönte plötzlich Ralphs Stimme vor uns, indem er mit der Linken nach einem Felsvorsprung hinwies, um dessen eine Kante — hoch über uns — sich ein dunkler Körper geschmeidig nach oben wand — „Saht Ihr den Bären nicht?" — Er war nicht mehr zu sehen; — ein dichtes Gebüsch hatte ihn aufgenommen, — aber die Hunde merkten — sey es am Rufe, sey es durch seine Nase — den Feind. Mit einem gewaltigen Rücken, der mich fast zu Boden streckte — riß Luat an der Leine, und folgte — gelöst — dem braven Cumpan, der bereits 20—30 Schritte vorauf war. — Es war eine Lust zu sehen, wie beide Thiere über das Geröll setzten — lautlos — mit ungeheuren Sprüngen —; noch wenige Secunden — und wir sahen sie nicht mehr. Wir überließen nun die Aufsicht über Wagen und Pferde dem das Gespann leitenden Neger, gaben ihm auf, vorsichtig eine Meile am See aufwärts weiter zu fahren, dann zu halten und uns dort zu erwarten — und folgten den Hunden. Es war keine leichte Aufgabe, die uns bevorstand. Dichtes Dornengestripp mit Laatschen untermischt, trennte uns von dem Granitfelsen, der etwa 200 Fuß über uns, den Bären in sein Inneres aufgenommen zu haben schien. — Wie es stets geht, wenn man durch ein ähnliches Ereigniß in Aufregung versetzt wird, — keiner von uns spürte mehr einen Schatten von Ermüdung, und in stürmischer Hast ging's keuchend — nicht ohne vielfaches Fehlgehen in undurchdringliches Gezweig, Rückkehr, Niedersteigen, Einrutschen zwischen die moosbedeckten Felsen — bergan! Vier Minuten etwa mochten wir so — der eine hier, der andere dort sich durchwindend, emporgeklommen sein — da schlug „Luat" an. Es war ein anderer Ton als gewöhnlich. „Der Hund quiemt" — rief mein nächster Begleiter — Namens Francis, „der alte Petz wird ihm eins versetzt haben." Wenn schon ich diese Behauptung für falsch hielt, durchzuckte mich doch in dem Bewußtseyn eines nah bevorstehenden ernsten Kampfes — zumal auf einem Terrain, das uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, keine große Vortheile bot — ein sonderbares Gefühl der Beklemmung. Ich sah — einen Augenblick innehaltend — nach meiner Büchse, stieß noch rasch eine Kugel in jeden Lauf, prüfte Pulver und Zündhütchen, und ging beruhigt weiter, als ich alles in Ordnung sah. Dieser Aufenthalt von wenigen Secunden hatte die andern einige 20 Schritt voran gebracht! — — wir waren bereits so nahe gekommen, daß wir den tiefen Brustton des Bären hören konnten, den er stoßweise aus seinem Rachen zu blasen schien. Nur noch die Felsenkante — — und wir mußten vor ihm stehen. Durch mein Zögern wäre ich der Letzte gewesen, ich kam aber an die Tête des kleinen Zuges, weil ich mich etwas mehr rechts gehalten, und so den einzigen Ausgang zufällig zuerst gefunden hatte. Unwillkürlich näherte sich jetzt der eine dem andern; — wohl um den Angriff wirksamer zu machen, auch wohl um gegenseitiger Hülfe nicht zu entbehren. Ich hielt den Athem an und lauschte! — alles war wieder still geworden — und ich vernahm nur das leise Säuseln des Windes in den Laatschenzweigen, und das Rasseln meiner Genossen hinter mir. Noch drei Schritte — und ich bog um die Felsenkante! Mit einem raschen Sprunge war ich auf dem Plateau, und sah vor mir

eine kleine Fläche von der Größe einer Scheuntenne, hell von der Sonne beschienen — nach oben hin sich in überhängendes Tannengebüsch verlierend. Beide Hunde lagen hier — wie auf unsere Erscheinung wartend, ruhig aber leise knurrend vor einer Gruppe gewaltiger Steinblöcke, die uns wie eine kleine Festung erschien, und drangen erst hinein, als unser Ruf sie zur erneuten Thätigkeit anspornte.

Mit einem furchtbaren Contre-Baßton brach nun der Bär aus seinem Versteck hervor; er ging aufrecht und schlug sich wüthend die Flanken mit seinen herabhängenden Vordertatzen. Er würde sofort auf uns losgetrabt sein, wenn nicht die Doggen einen Moment sein Vordringen verhindert hätten. Aber ein Schlag mit der Tatze — und beide lagen am Boden; — ihr Eifer hatte sie zu weit geführt.

„Jetzt geht es an uns," rief ich — und vier Schüsse krachten wie auf Kommando. — Der Bär stand, — schüttelte sich — stieß einen noch wüthenderen Ton von sich — und avancirte gerade auf mich los. Es war keine Zeit zu verlieren — ich wollte ihm den zweiten Lauf geben — drückte ab — er versagte. In diesem furchtbaren Augenblicke, der die andern das Schießen vergessen ließ, und mir das Blut zu Eis erstarren machte, sah ich, wie Ralph mit seiner Büchse, die er mit aus der Krim gebracht und die mit einem Hau-Bajonnett versehen war, einen Schlag nach dem Bären führte. Dieser Seiten-Angriff änderte die Richtung des wüthenden Ungeheuers — in einem Nu war Ralph von seinen Armen umschlungen — und stieß mit einem wahren Todesschrei den Ruf aus: „So schieß doch!" Drauf stürzte Bär und Mann zu Boden. Jetzt war es an mir! Ich stürzte mich auf den Bären, der über meinem unglücklichen Freunde wie ein schwarzer Klumpen lag, riß meinen malayischen Kris heraus und stieß ihm die Klinge zwischen die Rippen tief in die Brusthöhle. Alles war das Werk eines Augenblicks — ich fühlte das Unthier unter mir zucken, dann sich plötzlich aufrichten, wobei ich hinterrücks zu Boden kollerte, — hörte einen Schuß — einen schweren Fall — und der Bär war verendet. Eine glückliche Kugel aus Lehmann's Büchse war ihm in's Gehirn gedrungen. —

„Ralph, Ralph!" riefen wir alle wie aus einem Munde; — seine Rechte war kalt — das Gesicht bleich wie das eines Todten — er rührte kein Glied. Lehmann legte als alter Kundiger sein Ohr an die Brustwand — das Herz klopfte nicht mehr. Ich nahm Wasser aus meiner Feldflasche, wusch ihm die Stirn, rieb ihm die Seite, hob ihn auf — er fiel wieder zusammen. Ich verdoppelte meine Belebungsversuche mit Hülfe der beiden Freunde — zwei — drei — fünf Minuten — sieh', da zuckt seine Lippe — seine Wimpern bewegen sich — gerettet! gerettet! er lebt!!

„Ralph — alter Junge!" rief Lehmann außer sich vor Freude, „Du hast doch ehedem so manchen Bären angebunden, und nun sollte Dich am Ende dieser hier um den Rest Deiner Tage bringen? Sacre bleu! — und drei Teufel nein! — das wäre eine tolle Geschichte geworden — nur gut, daß meine Spitzkugel eine vernünftige Richtung genommen." — Dem guten Lehmann polterten in seiner Siegesfreude eine ganze Legion ähnlicher Expectorationen über die geschwätzigen Lippen, während ich mich zu Meister Petz niederkniete und in meinen Händen die mächtigen Tatzen wog, die noch vor Kurzem so gefährlich uns entgegenstarrten. Jetzt hingen sie schlaff hernieder — sie waren bewehrt mit einer kostbaren Reihe ebenholzschwarzer Krallen, zwischen denen noch die Granittrümmer zu sehen waren, die der Braune beim Hinaufsteigen mitgenommen hatte. — Mit Berathungen nun, wie wir die erlegte kostbare Beute weiter transportiren wollten, — und mit dem nöthigen Ausruhen verging die nächste Zeit. Der Tag war bereits weit vorgerückt; — die Sonne, im Niedersinken, warf lange Schatten weit hinaus über den Waldgrund, und immer noch lag jene tiefe, geheimnißvolle Ruhe über der Natur, in der man nur das leise Rauschen in den Wipfeln der Bäume hörte. Wir kamen überein, den Körper des Bären den Berg hinunter zu bringen, dann den Wagen zu holen, und ihn so auf demselben mit zum Lagerplatze am See zu nehmen. — Nach ungefährer Schätzung mochte der Bär wohl 400—500 Pfd. wiegen; wir mußten daher alle Hand anlegen, und da der steile Felsabhang, zumal in seinen oberen Anhängen dem Transporte außerordentlich günstig war, gelang es uns wirklich leichter als wir gedacht, den Koloß bis zu einem geeigneten Platze hinunter zu schleifen. Eine drückende Schwüle senkte sich inzwischen auf uns herab, und da wir auf größeren Lichtungen, wo der Himmel zu übersehen war, bemerkten, daß im Westen drohend schwarze Wolken aufstiegen und sich wahrscheinlich in kurzer Zeit ein starkes Gewitter entladen würde, strebten wir, wenn auch ziemlich stumm und einsilbig, doch rasch seitwärts, um bald möglichst unser Gefährt und den See zu erreichen. Nach kurzer Zeit gelangten wir auf einen Weg, der von Indianern oft betreten war und sichtlich unserm Ziele entgegen führte. Jeder Bewohner des fernen Westens kennt diese Wege und wählt sie gern, da sie fest ausgetretene Spur haben. Ich war auf diesem Wege einige hundert Schritt voraus, erreichte den Saum des Waldes zuerst, und wollte eben meine Stimme erheben, um meinen Gefährten anzuzeigen, daß wir am Ziele seien, als ein ungefährer Blick nach dem Seeufer mich nicht allein bewog, dieses zu unterlassen, sondern auch die ganze beträchtliche Länge meines Körpers dem verbergenden Schutze des langen Grases anzuvertrauen, welches dort in Folge des sumpfigen Bodens fast mannshoch war. Vorsichtig erhob ich meinen Kopf und blickte nochmal nach der Richtung zum See. Zehn bis zwölf Schritte von dort und etwa hundert von mir entfernt brannte ein kleines Feuer und um dieses Feuer saß eine Anzahl Indianer. Es mochten ihrer 18—20 sein. Einige aßen, andere rauchten aus ihren langen Pfeifen, deren Köpfe, wie wir später sahen, aus dem Steine der berühmten pipestone-quarry geschnitzt waren. Sie waren dabei in lebhafter Unterhaltung begriffen und zeigten wenig von dem Stoicismus, welchen der Indianer gewöhnlich vor Fremden beobachtet. Unser Gefährt stand nur wenig Schritte davon; die darin befindlichen Sachen hatten sie anscheinend vertheilt, und den armen Neger, welcher der Führer des Wagens war, wie ich sehr gut bemerken konnte, fest an das eine Rad gebunden. Zwar standen die Indianer damals noch auf freundschaftlichem Fuße mit den Weißen, aber es war mehr als wahr-

scheinlich, daß sie nicht verfehlen würden, — an solch abgelegenem Platze an einzelnen Weißen ihr Müthchen zu kühlen. Sie betrugen sich frech genug in der Stadt, und ich war überzeugt, daß die Abgelegenheit des Ortes ihre Manieren nicht verbessern würde. Auf Händen und Füßen zurückkriechend, näherte ich mich meinen Freunden wieder, die, gleich mir, durchaus nicht über die ihnen gewordene Nachricht entzückt waren.

Da die Sioux — denn zu diesem Stamme zählten die hier anwesenden Indianer — immer Stand halten, wenn sie den Feind sehen und ihm an Zahl überlegen sind, dagegen feige genug, sofort Fersengeld zu geben, sobald sie sich in der Minderzahl glauben, so wurde nach kurzer Berathung beschlossen, sie von verschiedenen Seiten auf einmal anzugreifen, und dabei sämmtliche Gewehre, Revolver und Pistolen zu gebrauchen, die wir bei uns führten. Der Plan wurde ausgeführt; vorsichtig vertheilten wir uns und rückten unter gewaltiger Kanonade immer langsam auf den Lagerplatz zu. Unsere List war mit herrlichem Erfolg gekrönt, denn die ganze Bande stob davon, wie wenn der Teufel sie verfolge, und wir hatten die Freude, unsere sämmtlichen Sachen wieder vorzufinden, die sie in der Eile vergessen hatten. Rasch banden wir den Neger los, der ohnmächtig zusammensank, theils wohl aus Ermattung, theils aus Hunger, und suchten in der Nähe einen Platz aus, der uns einigermaßen bei dem immer näher kommenden Gewitter vor dem Regen schützen sollte. Wir waren so glücklich, eine halb verfallene Kellerwohnung aufzufinden, welche wahrscheinlich von einem frühern Ansiedler herrührte, der diese Gegend wieder verlassen, und hatten uns kaum einigermaßen und unsere Vorräthe geborgen, als das Unwetter mit rasender Gewalt hereinbrach. —

Riesige Wolken rauschten in furchtbaren, wunderlichen, immer sich wandelnden Gestaltungen heran, und jede einzelne brachte unter Blitz und Donner einen Sturmstoß mit, der die Erde in ihrer Grundfeste erzittern machte und der gleich dem hohlen Aechzen der immer erregter werdenden Wogen des Sees — durch die Tunkelheit wie das Verzweiflungsgeheul einer Sklavenheerde klang, die der zornige Herr mit eiserner Hand züchtigt. — Was ist doch alle Menschenmacht und alle durch Menschenhand und Menschenfleiß geschaffene Größe und Majestät gegen dieses großartige Naturereigniß, von dessen Größe und Erhabenheit inmitten des gewaltigen Urwaldes — sich der wohl kaum einen Begriff zu bilden vermag, der nie Gelegenheit hatte, es dort zu erleben.

Ich breche davon ab, denn mir fehlen Worte, um den gewaltigen Eindruck nur einigermaßen annähernd zu schildern; es gehört die reiche Phantasie eines Cooper dazu, solche Scenen mit den Farben der Natur auszumalen.

Erst gegen Morgen legte sich die größte Heftigkeit des Unwetters. Der Mond schimmerte zuweilen zwischen dem glühenden Gewölk hindurch und beleuchtete das gegenüberliegende Ufer mit seinen Riesenbäumen, die in ihrer kolossalen Schattengestalt — einem Gebirge ähnlich — sich aus dem Nebelschleier erhoben, der sie wie mit einem traurigen Wittwenkleide bedeckt hielt.

Die Scene änderte sich nun; wir krochen, da der Regen gänzlich nachgelassen, aus unserer Höhle, sammelten möglichst viel Reisig und Holz, und bald erwärmte von außen ein lustig prasselndes Feuer unsere völlig erstarrten Glieder, während der Inhalt einer Batterie lang- und kurzhalsiger Flaschen für die innere Wärme sorgen sollte. Erst als wir vollkommen durch Speise und Trank erquidt waren, überließen wir uns der nöthigen Ruhe, und wir mochten nach den Anstrengungen und Gefahren des vergangenen Tages wohl den Schlaf der Gerechten schlafen, denn die Sonne stand hoch am Himmel und vergoldete mit ihren Strahlen den herrlichen See, als wir erwachten. Die Toilette war, sowie das Frühstück, schnell beendet, und so war denn endlich der ersehnte Augenblick da, wo wir sehen und genießen sollten. Ein breiter Gürtel gelben Schilfes schloß den See ein, der sich wie ein lateinisches S als ungefähr 6 engl. Meilen lang und eine breit erwies. Wie ich später erst erfahren, reden schon die alten Sagen der Indianer vielfach von diesem See; sie bringen davon Kunde, daß das Wasser, obgleich klar und durchsichtig, dennoch tief und felsenreich sei und jährlich seine Opfer fordere; denn an dem Gestade wohne der „Donnerer“ und bringe dem rothen Krieger, wenn er nach langer Fahrt nach seinem Wigwam zurückeile, Angesichts dessen oft in verborgenen Riffen den Untergang. Wohl fanden auch wir bei dem Durchkreuzen des Wassers an manchen Stellen gefährliche Strudel, und unheimliches Gellipp, dagegen aber auch wieder verschiedene reizende kleine Inseln inmitten des Wassers die trotz der vorgerückten Jahreszeit an Lieblichkeit der Natur und herrlicher Frische der Vegetation uns fast vergessen ließen, daß wir uns tief in der Wildniß des nordwestlichen Amerika's befanden. Alles wucherte und blühte; es duftete der Athem des See's, welcher nach dort herüber kam; es duftete der Athem der Blumen und des frischen Grüns, welcher von dort über die Wellen des See's zog.

Was nun die eigentliche Jagd anbelangte, so übertraf die Menge des Geflügels alle Erwartung. Es waren dort ganze Schaaren wilder Gänse und Enten, unter letzteren die prächtige Holzente und die große Mallard, es waren Taucher, unter denen der Loon, und Pelicane und Schwäne dort. Alles tummelte sich auf den klaren Fluthen, während die Ufer von Reihern, Strandläufern und Kranichen wimmelten. Bei jedem Schuß nun rauschten die Binsen und das hohe Schilfrohr, und wie eine Wolke erhoben sich die gefiederten Bewohner des See's, um in anderer Richtung sich wieder niederzulassen. — Schon lange stand der Mond am klaren Firmamente und noch immer durchkreuzten wir das Wasser nach Herzenslust. In den Wellen des See's blitzte es wie tausend Lichter, und der leise fortgleitende Kahn ließ lange silberne Furchen auf dem Wasser zurück. Ein leises Frösteln — Folge der kühler werdenden Abendluft — erst ermahnte uns, unsere warme Kellerwohnung wieder aufzusuchen, und mit der heitersten Laune zogen wir uns dorthin zurück. Wir hätten ja auch nicht fröhliche, gesunde, hungerige und durstige Menschenkinder sein müssen, hätten wir nicht den verlebten herrlichen Jagdtag, den köstlichen Abend, die gute Gesellschaft und die trefflichen Speisen und Getränke nach Kräften würdigen wollen, und so dauerte die fröhliche Stimmung fort, bis — nachdem die Flaschen leer,

die Köpfe aber, fürchte ich, voll waren — der liebliche Schlummer auf die Augen der Besitzer herabsank. Leider konnten wir am andern Tage unsere Jagd nicht fortsetzen, indem dringende Geschäfte einen Jeden von uns zurückriefen. Nicht ohne trübe Ahnung, daß wir den See nicht wieder sehen würden, trennten wir uns, sprachen aber diese Ahnung wohl nicht aus, sondern suchten auf jede Weise eine baldige Fortsetzung uns vorzusprechen. Die Rückkehr wurde vom schönsten Wetter begünstigt und verlief vortrefflich.

Ein Umstand nur trübte auf Augenblicke unsere gute Laune; der erlegte Bär nämlich, den wir als erste Siegestrophäe mit zu Hause bringen wollten, war, als wir mit dem Wagen zur Stelle kamen — verschwunden. Wahrscheinlich hatten ihn die verscheuchten Indianer als gute Beute mitgenommen, und wir brachten deshalb nur die geflügelten Bewohner des See's mit; diese aber in solcher Menge, daß noch im späten Winter ihr geräuchertes Fleisch uns herrlich schmeckte und bei jeder Mahlzeit die hier erzählten Abenteuer uns immer von Neuem beschäftigten.

Unsere Ahnung, den See nicht wieder zu sehen, ist leider nur allzu wahr geworden. Im folgenden Sommer, 1862, wurde New-Ulm von den Indianern zerstört, und ich bin auf Nimmerwiederkehr von dortiger Gegend geschieden.

Aus dem bischöflichen Lager.

Historische Skizze.

Das neue vortreffliche epische Gedicht von Robert Hamerling, „der König von Sion“, *) welches wir in der literarischen Rundschau dieses Hefts besprechen, regt uns an, unsern Lesern nach einer in Brakel, einem westphälischen Städtchen, aufgefundenen Handschrift, deren Mittheilungen wir durch Kerssenbroil's Werk vervollständigen, zwei merkwürdige Persönlichkeiten aus der Geschichte des Aufstandes in Münster vorzuführen, welche man treffend als die westphälische Judith und als den westphälischen Odysseus bezeichnen kann. — Die Dichtung hat das Recht, historische Personen ihrer idealisirenden und verklärenden Auffassung auch auf Kosten der historischen Treue anzupassen, wie das auch von Seiten Spindlers in seinem bekannten Roman „der König von Zion“ mit der hier zu besprechenden westphälischen Judith und dem westphälischen Odysseus, Hilla und Hanson Nagel geschehen ist, indeß da die wirklichen Thaten und Schicksale beider Persönlichkeiten schon an und für sich poetisch und romanhaft sind, möge es uns vergönnt sein, dieselben nach den genannten Quellen in kurzer Skizze historisch vorzuführen. —

Im Frühsommer des Jahrs 1534 war es dem durch die Wiedertäufer vertriebenen Bischof von Münster, Grafen von Waldeck, gelungen, die aufrührerische, von „Erzketzern“ beherrschte Stadt mit starker Heeresmacht soweit einzuschließen, daß sich den Belagerten bereits der Mangel fühlbar machte. „Da haben,“ sagt Kerssenbroil, „nicht allein die Männer allerlei Ränke und List erdacht, um ihren Belagerern und Feinden Schaden zuzufügen, sondern auch die Weiber.“ Hilla, die Tochter Phnilons, eine bildschöne Jungfrau, wurde „vom Geist erfaßt“, als sie einst in einer Predigt die Geschichte von Judith und Holofernes vortragen hörte, und sie beschloß, dem Geiste zu gehorchen und das neue Zion von seinem Holofernes, dem Bischof, wenn es sein müßte, mit Aufopferung des eigenen Lebens zu befreien.

Uebereinstimmend mit Kerssenbroil hebt unsere Quelle wiederholt die überwältigende Schönheit und den königlichen Anstand dieser westphälischen Judith hervor und setzt hinzu, daß dieselbe eine Erziehung und Bildung genossen habe, welche sie befähigte, neben der heiligen Schrift auch die lateinischen Klassiker in der Ursprache zu lesen. Besonders waren es des „Pataviners“ (Livius) Historien, woran sich ihr lebhafter Geist erfreute, und die dort erzählten Beispiele von kühnen Thaten römischer Jungfrauen trugen nicht wenig dazu bei, ihren Entschluß zu befestigen, sich zum „Schwert Gottes“ zu machen.

Sie theilte ihr Vorhaben zunächst einigen vornehmen Frauen der Stadt, sodann auch dem gefeierten Propheten Johann von Leyden und dem Schwertführer Knipperdolling mit, welche alle die Jungfrau hoch belobten und sie ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn nannten. — Drauf legte am Morgen des 16. Juni Hilla ihre schönsten Kleider an, schmückte sich wie eine Braut und verließ die Stadt.

Als die schöne Jungfrau sich dem Lager näherte, ward dieselbe von bischöflichen Landsknechten angehalten und zu dem Wollbeck'schen Oberamtmann Theodor von Merfeld geführt, welcher ihr ihre Ringe und Kleinode abnahm und sie fragte, weshalb sie Münster verlassen und was sie im Lager zu suchen habe? Hilla entgegnete in einer fein ausgesponnenen Lüge: Sie sei verheirathet und habe anfangs mit ihrem Manne den sündlichen Glauben der Wiedertäufer getheilt, nachdem sie sich aber überzeugt, daß das wiedertäuferische Unwesen nur der Hölle entstammt sein könne, sei sie mit Bewilligung ihres Mannes heimlich aus der Stadt gewichen, um sich seiner fürstlichen Gnaden, dem Bischof, zu unterwerfen und auch für ihren reuigen Mann um Gnade zu bitten. Sie hoffe diese Gnade dadurch zu verdienen, daß sie dem Bischof die Anschläge des Feindes mittheile. Der Oberamtmann möge ihr doch sofort eine Audienz verschaffen und zugleich gestatten, daß sie ihrem gnädigen Herrn ein Geschenk demüthigst überreiche. Das Geschenk sei zwar nur von geringem Werthe, es sei nur ein feines leinenes Hemde, doch habe sie dasselbe mit ihrer eigenen Hand angefertigt und mit den schönsten Stickereien versehen, so daß es würdig sein möchte, den Leib des edlen Herrn zu schmücken. — Auf die Frage des Oberamtmanns: warum sie so vielen Schmuck aus der Stadt getragen und ihre schöne Leibesbildung durch so viel Zierrathen noch erhöht habe? erwiderte Hilla: Sie habe es einestheils für nöthig gehalten, einem so hohen, vornehmen Herrn, wie der gnädige Bischof sei, in ihrem schönsten Schmuck gegenüber

*) Wie wir hören, ist bereits eine zweite Auflage nöthig geworden. Der König von Sion und seine Genossen werden also das deutsche gebildete Publikum bald in so ausgedehnter Weise beschäftigen, daß unser kleiner Beitrag zur Geschichte des Aufstandes in Münster Manchem willkommen seyn mag.

zu treten, anderntheils aber habe sie die kostbaren Sachen mit sich genommen, weil sie in die ketzerische Stadt nicht wieder zurückkehren wolle.

Der Oberamtmann schenkte der Aussage Glauben und war bereits geneigt, das schöne Weib zum Bischof führen zu lassen, als ein bischöflicher Kriegsoberst ihn bei Seite zog und ihn überredete, das Weib noch einige Zeit in Haft zu halten, es träfen täglich Ueberläufer und darunter sehr treue Menschen aus der Stadt ein, die könne man ja über die junge Frau, welche wegen ihrer Vornehmheit und Schönheit wohl Jedermann in Münster bekannt sein müsse, zuvor auskundschaften.

Theodor von Merfeld befolgte den Rath und ließ Hilla auf ein festes Gemach führen, welches scharf bewacht wurde.

Nun begab es sich, daß es schon am zweiten Tage nach Hilla's Verhaftung einem angesehenen Bürger, Namens Hermann Ramers, gelang, aus der belagerten Stadt zu entfliehen, um sich dem Bischof, dem er stets treu ergeben gewesen, zu unterwerfen und um ihm zugleich den Anschlag Hilla's, von dem er Kunde bekommen hatte, zu verrathen.

Vom Oberamtmann gefragt, weshalb er die Stadt verlassen? eröffnete Hermann Ramers demselben sogleich: Es sei hauptsächlich des Bischofs wegen geschehen, den eine vornehme Jungfrau, Namens Hilla, ermorden wolle.

Auf's Höchste erschrocken, berief Theodor von Merfeld sogleich einen Rath und bestellte einen Protocollisten, damit er die Aussagen des Hermann Ramers vor glaubwürdigen Zeugen niederschreibe. Ramers sagte nun, nachdem Merfeld vor ihm und den versammelten Zeugen das Lügengespinnst der Hilla entwickelt hatte, aus, daß Hilla gar nicht verheirathet, sondern eine wegen ihrer Schönheit und Gelehrsamkeit in ganz Münster wohlbekannte Jungfrau sei. Sie sei dem wiedertäuferischen Unwesen mit ganzer Seele ergeben und habe bei sich geschworen und das Nachtmahl darauf genommen, den Bischof zu ermorden. Zu diesem Ende führe sie ein selbstangefertigtes, stark vergiftetes Hemd bei sich, das sie dem Bischof als ein tückisches Geschenk verehren und dadurch seinen Tod herbeiführen wolle.

Nach kurzer Berathung ließen die versammelten Räthe den Henker mit seinen Folterwerkzeugen bestellen und die Hilla vorführen. Diese, obgleich sehr blaß und erschrocken, machte durch ihre Schönheit dennoch einen solchen Eindruck auf die Richter, daß sie sich, wie unsere Quelle erzählt, auf ihre Bitten willig finden ließen, ihr Schamgefühl zu schonen und sie nicht, wie das bei der Tortur sonst üblich, durch den Henker rücksichtslos angreifen und entblößen zu lassen. Da Hilla jedoch selbst dem Hermann Ramers gegenüber bei ihrer ersten Aussage blieb und die Schmerzen der Folter zu überstehen hoffte, legte ihr der Henker auf Befehl der Richter die Daumschrauben an und begann zuzuschrauben. Schon diesen ersten Grad der Tortur vermochte das zarte Weib nicht zu ertragen und bat alsbald, mit der Marter nachzulassen, sie wolle Alles der Wahrheit gemäß bekennen.

Von der Marter befreit und eindringlich aufgefordert, die volle Wahrheit zu sagen, gewann Hilla, da sie einsah, daß ihr Leben doch nun einmal verwirkt sei, ihren ganzen Muth wieder und erklärte, sie wolle für ihren wiedertäuferischen Glauben als eine ächte Märtyrerin sterben, doch möge man sie mit der Strafe des Feuers verschonen, damit sie nicht in Verzweiflung dahinfahre. Allerdings habe sie die Stadt von dem tyrannischen Bischof, dem Holofernes, befreien wollen, doch sei sie dem Herrn kein würdiges Rüstzeug gewesen; was indeß ihr nicht gelungen, das würden andere, würdigere Kinder Gottes ausführen.

Nach unserer Handschrift ward Hilla als Giftmischerin, Hexe und Ketzerin zum Feuertod verurtheilt, doch verwandelte der Bischof die Feuerstrafe in die des Schwertes, weil seiner Ansicht nach es Schade sei, den schönen Leib des Weibes zu Asche zu verbrennen (!) — Kerssenbroik schreibt über Hilla's Ende wie folgt: „Hilla, die Gift bei sich führende Weibsperson, ward nach Bevergern geführt, und hernach, ob sie sich gleich einbildete, daß sie nicht werde sterben müssen, und auch öffentlich sagte, daß der Henker keine Gewalt über sie bekommen könne, mit der Strafe belegt, daß ihr der Kopf abgehauen und ihr Körper auf das Rad gelegt werde. Der Scharfrichter aber, welcher erfahren, was die Hilla von ihm geredet hatte, hat mit desto größerer Kraft und Gewalt das Schwert gegen sie gezogen und ebenso auf sie zugehauen, als ob er nicht einer weichen, zarten Dirne, sondern einem alten, zähen Weibe den Kopf abschlagen sollte.“

Nach Hilla's Hinrichtung hielt sich die Stadt Münster noch ein ganzes Jahr. Der Prophet Johann von Leyden war inzwischen zum König erwählt worden und hatte eine absolut monarchische Regierungsform hergestellt. Mit großer Energie hatte er Verrätherei und Ueberläuferei zu unterdrücken gewußt, und so war es ihm gelungen, den belagernden Feind über die schwachen Mittel der ausgehungerten Stadt zu täuschen und ihm die eigentliche Lage der Dinge fast gänzlich zu verbergen.

Im Januar des Jahres 1535, nachdem ein Sturm der Belagerer siegreich zurückgeschlagen war und dieselben auch sonst große Verluste erlitten hatten, empfanden die bischöflichen Feldobersten mehr wie je den Mangel eines guten Kundschafters. Verschiedene Versuche, einen bischöflichen Landsknecht als Kundschafter in die Stadt zu schaffen, waren total gescheitert, denn der König und seine Räthe waren nicht leicht zu täuschen.

Da endlich fand der Oberst Wilkin Steding einen überaus schlauen Gesellen, Namens Hanson Nagel, auf, der in der Kunst der Verstellung Alles übertraf.

Nach Kerssenbroik war dieser Hanson Nagel aus Frankfurt gebürtig, unsere Quelle aber läßt ihn in Telgte geboren sein und fügt hinzu, daß er sich als Knabe, von Reiselust getrieben, zunächst Wallfahrern angeschlossen und später fast alle Städte und Länder der Welt gesehen habe. Auch habe er den Spaniern in der neuen Welt und selbst dem Großtürken gedient, bevor er nach Deutschland zurückgekehrt. — Hanson Nagel war demnach ein „vielgewanderter“ und „vielgewandter“ Mann, ein westphählischer Odysseus. —

Diesen gewandten Mann erkor sich Wilkin Steding zum Spion, dennoch aber hielt er es, bei der großen Umsicht und dem Scharfblick, welchen die Wiedertäufer bisher den bischöflichen Kundschaftern gegenüber an den Tag gelegt hatten, für

unumgänglich nöthig, daß Hanson Nagel's Mission sebst im bischöflichen Lager ein Geheimniß bleibe. Darum zog er nur noch zwei zuverlässige Hauptleute und einen Profoß in's Geheimniß, und kam mit Hanson Nagel überein, daß er sich scheinbar gegen die Kriegsgesetze vergehen und Angesichts des ganzen Lagers als ein Verbrecher flüchtig werden sollte. Nagel erklärte sich mit allem einverstanden und spielte seine Rolle mit außerordentlichem Geschick. —

Es war den Landesknechten auf's Strengste verboten im Lager zu „dobbeln" (Würfel zu spielen), gleichwohl suchte eines Tages Hanson Nagel einen Kameraden zu überreden, daß er mit ihm im Lager dobbele, dieser aber weigerte sich und verwies ihn auf die Kriegsgesetze, rief aber dadurch bei Nagel den heftigsten Widerspruch hervor, der Schlaukopf redete sich in Zorn, schrie vor den zusammen laufenden Landsknechten, er sei beschimpft, weil man ihm das Spiel verweigere und als nun sein Gegner heftig erwiderte kam es bald von Worten zu Schlägen.

Nachdem Nagel seinen Gegner verwundet und ihn wehrlos gemacht hatte, kam wie von ungefähr Steding herbei und erkundigte sich nach der Ursache des Auflaufs und der Schlägerei. — Wie aus einem Munde und mit dem indignirtesten Ingrimm zeugten nun die umstehenden Kriegskameraden gegen Hanson Nagel als den Urheber des falschen Streits und brachten dem Obersten ein Hoch aus, als dieser mit grimmer Miene den Missethäter dem Profoß übergab, ihn hart schließen und in's Gefängniß werfen ließ.

Drei Tage später aber entledigte sich Hanson Nagel mit Hülfe des einverstandenen Profosses seiner Ketten und lief bei hellem Tage Angesichts des ganzen Lagers, so schnell er konnte der feindlichen Stadt zu.

Seine Kameraden im Lager schrieen bei diesem Vorgange laut über Verrath und Ueberläuferei, schalten den Nagel einen pflichtvergessenen, eidbrüchigen Buben, verfolgten den Ausreißer und ermunterten sich untereinander den Verräther niederzuhauen. Die Belagerten in der Stadt hingegen, welche von den Festungswerken und Wällen der Stadt den Vorgang mit ansahen, zogen die Hüte von den Köpfen, winkten damit dem Ueberläufer und spornten ihn durch lauten, beifälligen Zuruf zum Laufen an; der behende Nagel entkam glücklich seinen verfolgenden Kameraden und ward mit Jubel in der Stadt aufgenommen.

Vor den König geführt, erzählte Nagel, daß er einer geringfügigen Ursache wegen in Ketten und Banden gelegt sei, aber es sei ihm mit Gottes Hülfe gelungen, aus der grausamen Haft zu entfliehen. Der Bischof und seine Haupleute seien grausame Tyrannen, welche weder Mitleid noch Gnade kennten, deßhalb habe er gedacht, bei dem Feinde Gnade zu finden, von dessen Großmuth er schon so viel Löbliches gehört.

Der König, vollkommen getäuscht, hob den Knieenden huldreich auf, beschenkte ihn mit einem goldenen Ring, ließ ihn herrlich kleiden und befahl ihn der Pflege der „Aeltesten in Israel."

Durch sein gewandtes und einschmeichelndes Wesen stieg Hanson Nagel täglich in der Gunst des Königs und seiner Vertrauten, und hatte somit die beste Gelegenheit, sich von der Lage der Dinge, sowie von dem Zustande der Festungswerke auf's Genaueste zu unterrichten. So blieb der Kundschafter über zwei Monate in der Stadt, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, und entwich endlich am dreißigsten März, nachdem er sich gestellt, als wolle er Küchelkräuter aus den Gärten jenseits der Schanze holen. — Steding, der ihn um diese Zeit erwartete, hatte den Mannschaften befohlen, sich an dem zurückkehrenden Nagel, der der beste Kamerad von der Welt sei, nicht zu vergreifen, und so kam der gewandte Ueberläufer mit dem werthvollsten Berichten glücklich im Lager an.

Hanson Nagel's überaus geschickte Kundschafterei, beschleunigte dann wesentlich die baldige Eroberung der Stadt und das Ende des wundbaren Königreichs Zion. — K. S.

Friedemann.

Roman von F. J. Keppner.*)

Mein Charakter ist der Friede.

Vorwort.

Unsere Erzählung fußt im amerikanischen Volksleben. Der Verfasser darf wohl andeuten, daß er vom Oktober 1857 bis August 1864 in den Ver. Staaten sich aufgehalten hat. Seine Mittheilungen dürften mitunter rauh berühren. Wir bemerken besonders in dieser Beziehung, daß im Volksleben der neuen Welt die Sittlichkeit aller Poesie entkleidet ist, und selbst das Laster dort an die Freiheit sein Anrecht besitzt. Bei einem unstäten Volke und in rastlosen Verhältnissen spiegelt auch der schnelle Wechsel äußerer Erlebnisse eine höchst eigenthümliche Romantik wieder, die zuweilen der Regel spottet.

Aus New-York und von den Schlachtfeldern der Union weg, blickt das geistige Auge des Verfassers über die weite Erde, den Schauplatz der Leiden unseres Geschlechtes, hin und empor zur Sternenwelt, in's Reich der Verheißung.

Die Welt bedarf keiner neuen Grundsätze mehr; sie hat deren allzuviele. Was ihr noththut, ihre wahre Erlösung, ist: der Friede. Dieser steht höher, denn Freiheit und Ordnung; er ist die beste Politik. Solch erhabener Eingebung gehorchend, können wir die Erscheinung**) Abraham Lincoln's nicht unbedingt verherrlichen. Jeder Athemzug dieses Präsidenten war ja begleitet von Wehgeheul und Todesröcheln! Wir dürfen die Leiden einer Generation ob eines Mannes Ruhm nicht vergessen.

Unser Gewissen bleibt die einzige Partei, der wir dienen; und gleichmäßig lieben wir die Freiheit und die Kirche. Die Menschheit sollte immer ihre Mutter ehren, die sie zur Demuth erzieht, indeß die Freiheit als himmlische Gnadensonne uns erfreute. Wehe der Gesellschaft, die ein Theil entbehren

*) Der Wiederdruck dieses Romans oder einzelner Theile desselben kann nur nach vorheriger Verständigung mit dem Verfasser erfolgen. Der Verf.

**) Die Redcation kann die subjectiven Ansichten des Herrn Verfassers über Abraham Lincoln, die amerikanischen Zustände und überhaupt seine ganze Weltanschauung nicht durchweg theilen, ist aber überzeugt, daß derselbe auch im Leserkreise der „Erheiterungen manch zustimmende Seele finden wird. K. S.

müßte! Unser Glaube an die Versöhnung der Kirche mit dem Fortschritt und das einträchtige Wirken beider für das Glück der Menschheit ist unerschütterlich. Ein kommendes Geschlecht mag die einige Kirche im freien Staat noch schauen.

Möge unser Buch, das für Alle gutmeinend geschrieben ist, von Allen auch dankbar aufgenommen werden.

1. Ist er's?

Es war am Abend des 3. November 1862.

Das Ferryboot schaukelt eben inmitten des Northriwers (Hudsonmündung), zwischen den Städten Jmesey und New-York, dieser letztern zusteuernd. An Bord des Dampfers herrscht ein großes Gedränge. Die Reisenden des von Philadelphia und Washington drüben ankommenden Zuges befinden sich unter den regelmäßig zwischen den Ufern des Nordflusses hin- und herfahrenden Bewohnern. Die ungewöhnliche Menschenmenge und eine von Hoboken herüberwehende, scharfe Brise bedingen ein tüchtiges Schaukeln des schwächlichen Raddampfers, in dessen Deck man sich mit amerikanischer Lebhaftigkeit und in vielerlei Sprachen unterhält. Wer etwas Werthvolles in seinem Besitze weiß, hütet es sorgfältig. Seine Hand ruht immer über der Stelle, die Geld oder Kleinod birgt, indeß die Blicke des Reisenden entzückt am Horizont umherschweifen. Die Sonne ist schon hinter den fernen Hügeln Yersey's verschwunden; nur eine matte, flüchtige Röthe säumt noch den westlichen Horizont in schmalen Umrissen. Oben auf dem Thurm, der Warte des Flußdampfers, sitzt der Steuermann, nach den Lichtern des Docks vor New-York spähend und die Richtung des Bootes bestimmend, das zuweilen auch fremden Fahrzeugen ausweichen muß.

Fern dem Gemische von verschieden gehäuteten, gefärbten und gearteten Gesichtern, an der rechten Vorderseite des Dampfers, steht ein einzelner Mann. Groß und hager von Gestalt, in bessere Bürgertracht gekleidet, kehrt dieser Reisende allen Uebrigen den Rücken. Ihn reizt die Unterhaltung der Mitreisenden nicht, und nicht die Naturschönheit der Bay. Er blickt unverwandt hinab in's Wasser, das der Kiel des Bootes rasch durchfurcht, und dessen Wogen und Rauschen ihn anzieht. Während dieser Mann in solcher Stellung beharrt und in eigene Gedanken versunken bleibt, sitzt innen im Salon auf der Bank neben seinen Mitreisenden ein bleichaussehender und dürftig gekleideter, noch junger Mensch, der den einzelnen Reisenden dort außen am Geländer mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet. Gern wäre dieser ärmliche, blasse Jüngling aufgesprungen, hätte dem magern Fremdling sich genähert und gleich selbst davon überzeugt, ob er in ihm den rechten Mann vor sich habe, oder ob seine Vermuthung eine trügerische sei. Aber jener lange Mann, der dort am Stern des Boots neben der Ankerkette in's Wasser blickte, war eine überaus wichtige Persönlichkeit, der man sich — falls des Jünglings Fährte die richtige — nicht ohne Weiteres nahen durfte.

So blieb denn der Jüngling auf seiner Bank im Salon sitzen und beobachtete unausgesetzt jenen hageren Mann von ferne, der jenseits dem reisenden Publikum beharrlich den Rücken kehrte. Des alten Mannes Verlangen, ungesehen und unerkannt zu bleiben, war sichtlich so groß, als des Jünglings Begierde, das Antlitz jenes Fremdlings zu erschauen und über dessen Persönlichkeit klar zu werden.

Während nun diese beiden Erscheinungen in ihrer Lage unbeweglich verharren, — das Boot treibt inzwischen seinem New-Yorker Dock zu, — wollen wir die Geschichte des einen jenen Männer kennen lernen, der bald die Hauptperson unserer Erzählung werden wird. Es ist der Jüngling im Salon, dem wir vorerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Friedemann ist sein Name.

Etwas über anderthalb Jahre mögen verflossen sein, seit dieser Jüngling aus Deutschland, seiner alten Heimath, hierherkam. Eben jetzt, während Friedemann's Blick dort hinausstarrt nach dem langen Fremdlinge und er abermals New-York zutreibt, da denkt der junge Deutsche lebhaft an jene Zeit zurück, in der er zum ersten Male diese Riesenstadt betrat. Damals landete Friedemann fast mittellos, aber doch voller Hoffnungen und mit ungebrochenem Muth an der Küste dieses Landes. Nachdem sein weniges aus Deutschland mitgebrachtes Geld verzehrt war, zog er in den nördlichen Staaten Yersey und Pensylvanien beschäftigungslos und viel mit Hunger und Aufregungen kämpfend, umher. Dann strebte der Deutsche südwärts, über Delaware nach Maryland. Eine bestimmte Stelle, die ihn ernähren konnte, erreichte Friedemann dabei nicht. Der denkwürdige Frühling des Jahres 1861 nahte inzwischen heran. Beim Beginne des Bürgerkrieges stießen dem Deutschen in südlicher Gegend einige abenteuerliche Erlebnisse zu. Eine tröstliche Empfindung überkommt Friedemann, wenn er an jene Erlebnisse zurückdenkt; und so hülflos seine augenblickliche Lage auch ist und so verzweiflungsvoll seine Stimmung — der Winter steht vor der Thüre; er ist ohne Geld und seine Kleider sind zerrissen, — trotz all Dem steigt ein Hoffnungsschimmer in der Seele des Deutschen empor.

Im Zusammenhang jener abenteuerlichen Erlebnisse in südlicher Gegend mit der Erscheinung des hageren Fremdlings am Stern des Bootes im Nordflusse, liegt aber die stille Hoffnung Friedemann's begründet und um die tröstliche Empfindung des Deutschen verstehen zu können, müssen wir seine damaligen Abenteuer nun einflechten.

2. Ein merkwürdiges Zusammentreffen.

Noch glühte das erste Frühroth des 23. Februar 1861 nicht vom Ocean herüber, Baltimore, „die Stadt der Monumente,“ lag noch im tiefen Schlummer, als im höher gelegenen Theile dieser Stadt, in der Vorhalle des südlichen Bahnhofes, die ärmlich gekleidete Gestalt eines noch jungen Mannes sich erhob. Auf der hölzernen Treppe hatte Friedemann die Nacht über geschlafen. Beim Tagesanbruch gedenkt er zu Fuß nach Washington, dem ersehnten Ziel seiner Reise, weiter zu pilgern. Die Eisenbahn kann er Geldes wegen nicht benützen. Von mitleidigen Farmern Marylands will er unterwegs sich die nöthigen Lebensmittel erbitten. Solche Dürftigkeit und Armseligkeit quält aber den erwachten Schläfer durchaus nicht. Er reibt sich im Gegentheil fast fröhlich die Augen aus, und blickt wohlgemuth vor sich hin. Es mochte

um die vierte Stunde des Morgens sein. „Auf, nach Washington!“ hallt's in seinem Innern. Noch bleibt er eine Weile stehen, und sinnt träumerisch nach. Gleich tausend Anderen, die nach Aemtern jägerten, oder durch irgend ihnen nicht klar verständliche Gunst der Umstände in Washington dermalen emporzukommen hofften, strebte auch Friedmann, in dieser aufgeregten Zeit nach der Bundeshauptstadt, in abenteuerlicher Weise nebelhafte Hoffnungen hegend. „In einem Bierhaus,“ spricht Friedemann zu sich selbst, „habe ich gestern Abend gelesen, daß Abraham Lincoln, der neuerwählte Präsident der Ver. Staaten, heute Mittag auf seiner Durchreise nach Washington hier eintreffen wird. Hm! Ob's nicht besser für mich wäre, heute hier zu bleiben? — Aber was hätte ich davon, ihn zu sehen! Hunderttausende haben ihn ja letzter Tage gesehen, ihm zugejubelt mit Freuden und mit Angst, wie dem Retter aus großer Noth. Vielleicht bringt er den Frieden doch nicht. Mir wird durch ihn sicherlich auch keine Hülfe werden. Also „auf nach Washington!“ Dort — 's ist mir wie vor — wird mein Glück erblühen. Als armer Deutscher streife ich bislang im Norden umher. Kein Stern wollte mir aufgehen. Laß sehen, ob am milden Himmel des Südens — horch! fährt nicht ein Wagen die Pratt-Street herauf. Im Bahnhof regt sich's, als ob man eben einen Extrazug geräuschlos herrichtete. Der Wagen nähert sich rasch. Friedemann, das ist geheimnißvoll! Leg' dich nochmals auf die Treppe nieder, und stelle dich schlafend. Wir leben in aufgeregter Zeit. — — — — — — — —

In der Bahnhalle flammt eine Gaslaterne auf, die Locomotive beginnt zu schnauben und ein Beamter nähert sich dem Eingange, wo eben der Zug anhält. Zwei Personen steigen aus und eilen dem Zuge entgegen, der ihrer zu warten scheint. Voran schreitet der größere unter ihnen, ein Mann, dessen eingesunkene Wangen und hervorstehende Backenknochen ein unschönes Gesicht formen, das durch eine Anzahl struppiger Barthaare am untern Kinn noch häßlicher wird. Die Blässe, des Clima's, konnte dieses Gesicht auch nicht einnehmender machen. Nur ein Zug von Güte, wenn er die schwulstigen Lippen umspielte, versöhnte den Beschauer mit dem herben Ausdruck der ganzen Physiognomie. Dieser Mann nun, in einen Militärmantel gehüllt und mit einer schottischen Mütze bedeckt, begrüßt den Bahnbeamten, der ihn mit seinem Begleiter dicht an Friedemann vorbei in die Bahnhalle führt. Unglücklicherweise kann der auf der Treppe liegende Deutsche im gefährlichsten Augenblicke seinen Husten nicht unterdrücken. Die Luft ist rauh, und Friedemann dünn bekleidet. Der Husten aber wird an ihm zum Verräther.

„Who is it?“ (Wer da?) fragt der Mann mit der schottischen Mütze und im langen Militärmantel, indem er stehen bleibt. Sein Antlitz wird wie von einem Schatten flüchtig überzogen. Dessen Begleiter blickt unstät und aufgeregt umher. Der Bahnbeamte tritt mit seiner Handlaterne zur Treppe, wo er Friedmann entdeckt.

„Was treibst du hier, Bursche?“ spricht er in englischer Sprache zum Deutschen. Dieser erhebt sich und stammelt, so gut seine Sprachkenntniß es gestattet, eine Entschuldigung. Sowie der fremde Mann und sein Begleiter den Accent des Sprechenden vernehmen, schwindet bei ihnen auch jeglicher Verdacht, und sie brechen in ein fröhliches Gelächter aus, das untermischt ist mit den Aeußerungen: „Es ist nur ein Deutscher!“ Ein Deutscher, nichts weiter!“

Der häßliche Mann schien durch diesen Zwischenfall in gute Laune gekommen zu sein. Wenigstens tritt er jetzt zu Friedemann, nimmt ihn bei der Hand, und führt ihn mit sich dem harrenden Extrazug entgegen. Nachdem er an den Reden Friedemann's, die ihm höchst naiv vorkamen und deßhalb gefielen, unterwegs sich noch ergötzt hatte, sprach er beim Einsteigen:

„Dutchmann, du siehst in mir deinen Freund. Begegnest du mir zum zweiten Male irgendwo, und kann ich dir dann einen Dienst erweisen, so sag's nur. Ich bin im Stande, dich dem Präsidenten der Ver. Staaten vorzustellen! Good bye! (Lebe wohl!)

Der Zug fährt ab. Friedemann verläßt die Bahnhalle, und tritt seine Fußreise nach Washington an, immer des guten, ihm fremden Mannes gedenkend.

Wir lassen den Deutschen seines Weges ziehen. Dem Leser aber müssen wir zur Aufklärung der Scene im Bahnhof das Folgende mittheilen:

Während der Reise von seinem westlichen Heimathstaate aus, und durch die großen Städte des Nordens, war Abraham Lincoln mit wahrer Begeisterung allenthalben vom Volke empfangen worden. In Philadelphia erreichte die Stimmung ihren Höhepunkt. Es war dort am Morgen des 22. Februar — der Tag, an welchem Washington vor 129 Jahren geboren wurde, — als der neuerwählte Präsident nach der Hall of Indepedence geleitet wurde. Vor diesem Gebäude, das durch große historische Erinnerungen geheiligt ist, begrüßte die klar emporsteigende Sonne eine unübersehbare Menschenmenge. Die Luft wehte kühl. Unter hinterwäldlerischer Bewegung warf „Vater Abraham“ seinen Ueberrock ab und rollte mit starker Hand, während Pastor Clark ein Gebet sprach, und Viele das Haupt entblößten, das mächtige Banner der 34 Sterne auf, gleich der Flagge eines Kriegsschiffes. Ein scharfer Windzug glättete dessen Falten und Kanonen und Beifallsrufe donnerten. Durch die flatternden Nationalfarben aber schimmerte prophetisch das blutige Frühroth eines vierjährigen Bürgerkrieges.

Ein feierlicher Augenblick! —

Gegen 2 Uhr selbigen Freitags kam Lincoln in Harrisburg an, von wannen er plötzlich, nur von Major Lamon begleitet, heimlich über Baltimore nach Washington abreiste. Diese in der Nacht vom 22. auf den 23. Februar unternommene, fluchtähnliche Reise Lincoln's überraschte und erregte das ganze Land. Gerüchte von einem in Baltimore beabsichtigten Mordanfall gegen den künftigen Präsidenten lösten sich nachmals in Dunst auf. Man hat den republikanischen Ultras die Absicht unterschoben, den Sinn Lincoln's zu verdüstern und ihn, während man von Meuchelmördern und Attentaten fabelte, mit schlauen Netzen zu umgarnen und für parteiliche Zwecke auszunützen. Nach anderer Ansicht sollte in der eben zu Washington tagenden Friedensconferenz die unverzügliche An-

wesenheit Lincoln's nöthig geworden sein. Auch eine kleinliche Ursache trat nebenbei erklärend auf. Die Stadtväter Baltimore's hatten nämlich jüngst den Antrag, Lincoln officiell zu empfangen, abgelehnt.

Vielleicht hat die Summe solcher Vorstellungen und Einwirkungen in Abraham Lincoln den Entschluß zu seiner Nachtfahrt gereift.

3. Friedemann erkennt seinen Freund.

Es war bald nach 12 Uhr am 4. März 1861. — Die Mittagssonne glänzte über dem Capitol zu Washington, — als Abraham Lincoln am vorderen Ende der Plattform seinen Sitz einnahm. Hinter ihm konnte man den Präsidenten Buchanan bemerken, in dessen gramgebeugter Gestalt sich die harten Urtheile der Zeitgenossen über seine nunmehr beendete Wirksamkeit ausprägten. Vielleicht denkt die Nachwelt gerechter gegen den Mann, der mit gebrochenem Herzen die große Friedensperiode der Republik abschließen mußte. Vor der Plattform wogte eine ungeheure Menschenmenge auf und ab, die mit betäubendem Beifall den neueinzusetzenden Präsidenten begrüßte. Abraham Lincoln verbeugte sich entblößten Hauptes wiederholt und las dann mit klarer, lauter Stimme seine erste Botschaft ab, die der berühmte Douglas im Senat eine „Friedensbotschaft“ nannte, und der selbst der Aermste im Volke ängstlich sein Schicksal entnehmen zu können meinte. Es war ein beklommener Augenblick, als die Worte vernehmbar wurden: „in euren Händen, meine unzufriedenen Mitbürger liegt die Entscheidung über den Bürgerkrieg.“ —

Während der Verlesung seiner Botschaft war der Präsident von einem scharfen Auge aus der Menschenmenge heraus beobachtet worden. Friedemann hatte seinen langen, hageren Freund aus Baltimore in Abraham Lincoln wieder erkannt. Die Ueberraschung gab seinem Blicke einen stieren Ausdruck. Unverwandt blieb sein Auge auf dem Präsidenten haften, während dabei die abenteuerlichsten Hoffnungen, Wünsche und Pläne seine Seele durchkreuzten. „Der bedeutendste Mann Amerika's, ja der ganzen Erde, zählt dich unter seine Bekannten und will dir wohl,“ spricht Friedemann zu sich selbst. „Bald wird sich eine Gelegenheit finden, ihm beizukommen. Ob's Frieden bleibt, oder Krieg gibt, ein Posten wird mir keinesfalls ausbleiben. Ha! wie sprach er im Einsteigen am Südbahnhof in Baltimore: „„Dutchmann,““ meinte er, gütig blickend, „„Dutchmann, Du siehst in mir Deinen Freund. Begegnest du mir zum zweiten Male irgendwo, und kann ich dir dann einen Dienst erweisen, so sag's nur. Ich bin im Stande, dich dem Präsidenten der Ver. Staaten vorzustellen. Good bye!““ Hm!“ — — — — — — — —

Unter lebhaftem Beifall ist die Botschaft jetzt verlesen, hinsichtlich der Lincoln am gleichen Abend zu einer Abordnug von New-Yorker Bürgern meint: „Ich machte es ebensogut für diejenigen, welche südlich von Mäson's und Dixon's Linie leben, als für diejenigen, welche nördlich davon leben.“ Friedemann wendet kein Auge von der Gestalt dieses merkwürdigen Präsidenten, der mit gutem Herzen heute vor seine Mitbürger tritt; aber auch der erste höchste Beamte dieser Republik ist, der von militärischen Vorsichtsmaßregeln umgeben nun seinen Amtseid ablegt. Wer sein republikanisches Vaterland liebte, mochte es bedauern, wenn er auf den Dächern der Häuser (die flach sind) Scharfschützen postirt sah, und eine eigens errichtete Plattform in der Nähe derjenigen bemerkte, auf welcher jetzt die Inauguration vor sich geht, und die von einer kleinen Truppenabtheilung besetzt war. Eben tritt Oberrichter Taney mit der Bibel in der Hand vor Lincoln's Umgebung, entblößt das Haupt, und die Menschenmenge verharrt in tiefem Schweigen, während Abraham Lincoln spricht:

„Ich schwöre feierlichst, daß ich getreu das Amt
„des Präsidenten der Ver. Staaten verwalten und
„nach meiner besten Befähigung die Constitution der
„Ver. Staaten aufrecht halten, schützen und verthei-
„digen will!“

Kaum ist Lincoln's Lippen das letzte Wort entflohen, so erschüttert ein donnernder Hochruf die Luft, Musik erklingt und Kanonendonner verkündigt der begeisterten Menge den Regierungsantritt Abraham Lincoln's. Ob der Großartigkeit dieser Scene entströmen den Augen Friedemann's die hellen Thränen. — — — — — — —, ich bin im Stande, Dich dem Präsidenten der Ver. Staaten vorzustellen. „Ei, freilich!“ denk. Friedemann gerührt; „jetzt wärst Du's allerdings im Stande.“

Der neue Präsident kehrt nun nach seiner vierspännigen Kutsche zurück. Friedemann strebt wohl in dessen Nähe zu kommen. Der Zudrang des Volkes ist aber in diesem Augenblicke so groß, daß es der gewaltigsten Anstrengungen bedarf, um für Lincoln selbst Bahn zu brechen. Dem „Dutchmann“ bleibt nichts übrig, als mit dem Volke dem Wagen nachzudrängen, welcher unter dem Hurrahgeschrei der Menge nach dem weißen Hause fährt, wo sich der Präsident nach einigen Verbeugungen rasch zurückzieht.

Friedemann ist sich und seinen Gedanken jetzt überlassen. Selbst betäubt und rathlos, wird er von der Menge mit fortgerissen. —

Zwischen damals, wo Friedemann dem fremden Manne in Baltimore begegnete und heute, wo er in ihm den Präsidenten der Ver. Staaten erkennen mußte, liegt eine gute Woche Zeit. Diese verging dem Deutschen ohne besonderes Erlebniß. Unter Tags hielt sich Friedemann immer in Washington auf. Die Nacht über mußte der Mittellose auf einer nah gelegenen Farm sein Lager suchen. Wenn er Morgens in die Bundeshauptstadt zurückkehrte, schwebten dem armen Deutschen allerhand Wünsche, Gedanken und Absichten vor. Einen bestimmten Plan hatte Friedemann dabei nicht. Sein Trachten blieb nebelhaft verschwommen, sein Hoffen geheimnißvoll verschleiert; und bis zur Stunde wußte der junge Deutsche eigentlich nicht, was er wollte. Heute aber, in diesen Augenblicken, begann sein Streben Halt, sein Hoffen Aussicht zu gewinnen.

Armer Jüngling! Die kommende Nacht wird dir den kaum gewonnenen Halt wieder entziehen, und die eben erst erlangte Aussicht auf's Neue trüben. Streben und Hoffen werden in unbestimmte Ferne hinausgerückt sein, noch eh' der nächste Morgen graut.

4. Nächtliches Begegniß.

Es mochte um die eilfte Stunde der Nacht sein, als Friedemann immer noch in den Straßen der Stadt Washington wie ein Träumender sich herumtrieb. An diesem merkwürdigen Abende fiel's dem armen Deutschen besonders schwer, seiner jüngsten Gewohnheit gemäß und um der Nachtherberge willen auf's Land hinaus zu pilgern. Er blieb zur Stelle gebannt, wie von der dunklen Ahnung umfangen, daß ihm in dieser Nacht etwas zustoßen könnte, das eine Veränderung seiner Lage bewirken möchte. So blickt denn Friedemann zum süd lichen Himmel empor. Ein Zug wilder Gänse fliegt eben nordwärts über die Stadt hin. Den Jägern gilt dies als Zeichen, daß die kalte Jahreszeit in dieser Breite vorüber ist. Dem Deutschen galt es als Vorbedeutung; natürlich als gute denn schlecht gings ihm schon. Wir müssen nun andeuten, daß es um die persönliche Sicherheit in Washington, trotz der militärischen und geheimpolizeilichen Vorkehrungen des heutigen, höchst wichtigen Tages, im Allgemeinen schlecht bestellt war. Friedemann steht eben an der Nordseite des Kapitolplatzes. Auf demselben Platz und auch zur gleichen Stunde war jüngst, und zwar in jener verhängnißvollen Nacht, in welcher Abraham Lincoln seine fluchtähnliche Reise über Baltimore ausführte, ein Mordangriff auf Van Wyck geschehen, was großes Aufsehen erregt hatte.*)

Während nun Friedmann auf dem genannten Platze, im Laternenschimmer an einen Baum sich lehnend, nach den wilden Gänsen emporblickt und sich darob Gedanken macht, — drüben auf dem Inaugurationsballe sind Lincoln und seine Frau eben mit Pauken und Trompeten begrüßt worden, — da schleicht eine männliche Gestalt die Straße heran, und nähert sich dem deutschen Jünglinge vorsichtig, offenbar in keiner redlichen Absicht. Friedemann's Erscheinung macht gegenüber dem kräftigen, untersetzten Mann, der eben aus dem Dunkel emportaucht, nur einen dürftigen, geringen Eindruck. Der verdächtige Fremdling trägt einen breitkrämpigen Hut, daran eine Schleife flattert; sein Hals ist blos. Kurze Aermel und breite Hosen, welche die Schuhe noch überdecken, kennzeichnen in ihm den Matrosen. Der verwahrloste und ärmliche Zustand seiner Kleidung überhaupt, verwischt aber die Vermuthung wieder, daß derselbe wirklich eir Matrose sei.

Etwa ein Dutzend Schritte von Friedemann entfernt, bleibt dieser abenteuerliche Mann stehen und schaut aufmerksam nach dem sinnenden Dutchman hinüber. Er prüft wohl während dieser Augenblicke, ob sichs lohnen möchte, denselben zu überfallen und zu berauben. Das Ergebniß seiner stillen Forschungen muß für den Fremdling kein ermunterndes sein; wenigstens macht er eben eine rasche Bewegung, wie um sich in's Dunkel wieder zurückzuziehen. Sein Entschluß wird aber sofort wankend, und Joselin — wir wollen die gefährliche Erscheinung gleich benennen — Joselin also bleibt stehen, überschaut nochmals die schmächtige, zarte Gestalt Friedemann's und schleicht dann bedächtig nach dem jungen Deutschen hin, der ihm den Rücken kehrt, zu den wilden Gänsen emporblickend und darob sich Gedanken machend. Jetzt ist Joselin nur noch wenige Schritte von Friedemann entfernt. Er hält nochmals an. Vielleicht dauert ihn der Jüngling, und reut ihn sein Vorhaben wieder. Aber Noth und Verzweiflung überschatten den Verstand des grobknochigen Abenteurers. Freilich würde Joselin, kennte er die traurige Lage des armen Deutschen, den eigenen Hunger schnell vergessen. So denkt er immerhin im Besitze Friedemann's einen Werthgegenstand, wenn auch nicht viel Geld, vorzufinden. Umzukehren ging schon nicht mehr recht an. Jeden Augenblick kann der junge Deutsche sich umwenden, und mit Verwunderung und argwöhnischen Augen den gefährlichen Fremdling betrachten, der geräuschlos hinten hergeschlichen kam. So zieht denn Joselin sein breitkantiges Messer, — ein kecker Sprung — ein Stoß — und: Friedemann stürzt blutend, laut- und bewußtlos zur Erde nieder.

Eilig durchsuchte Joselin die Taschen seines Opfers. Er findet überall — nichts. Schuhe und Kleider des Gefallenen sind sogar zerrissen, für ihn unbrauchbar. Nur in der Westentasche des bleichen Jünglings stecken noch einige Kupfercente, kaum hinreichend, um damit in Washington ein Glas Bier zu bezahlen.

Joselin, dessen Messer in Friedemanns Schulter stecken blieb, wirft entsetzt die Kupfermünzen von sich und springt jäh empor. Mit stieren Blicken schaut der Verworfene zum Sternenhimmel auf.

„O, fluchwürdiges Dasein!" ruft Joselin aus.

Vernichtet im Innern, gebrochen in seiner Kraft und tief betrübt flieht der Elende von dannen.

Der große Krieg hatte mit dem ersten Kanonenschuß auf Fort Sumter begonnen; die Straßenkämpfe in Baltimore hatten stattgefunden; Obrist Ellsworth war in Alexandria gefallen, und der berühmte Douglas (Lincoln's Gegenkandidat) im Norden gestorben. Man hatte von Buttler schon gesprochen, und Mc. Clellan war in West-Virginien emporgetaucht. Jetzt rückte die Bundesarmee nach Manassas vor, und die erste Schlacht bei Bull-Run (nach Beauregard „ein merkwürdiges militärisches Duell") fand statt.

Um diese Zeit, gegen Ende des Monats Juli, während Bestürzung und tiefe Trauer im Norden herrschten, verließ Friedemann die Stadt Washington zu Fuß wieder. Der Deutsche war am Morgen des 5. März am Capitolplatze aufgefunden und in's Spital gebracht worden. Dort lag er lang krank darnieder; genaß allgemach und konnte nunmehr von

*) Van Wyck, republikanisches Congreßmitglied von New-York, wurde bei seiner Rückkehr in's Naticnalhotel von drei Kerlen angefallen, davon einer ihm mit einem großen Dolch nach der linken Seite stieß. Der Stich ging durch den Rock, durch eine gefaltete Nummer des „Congressional Globe" und beinahe ganz durch ein mit Leder überzogenes Notizbuch, das Van Wyck bei sich trug. Letzterer schlug seinen Angreifer nieder. Da ging ein anderer von den Dreien mit einem Messer auf Van Wyck los und verwundete diesen an der Hand. Aber auch diesen Kerl schlug der muthige Congreßmann nieder, welcher nachdem Zeit fand, sein Pistol zu ziehen und auf seine ersten Angreifer zu feuern. Da versetzte ihm der Dritte einen Schlag mit der Bleischlinge, worauf Van Wyck bewußtlos zu Boden stürzte. Als er wieder zu sich kam, fand er sich allein. Um Mitternacht erreichte der Mann seine Wohnung. Ohne sein Notizbuch wäre er erstochen worden.

dannen ziehen. Von seinen Schwärmereien war er ebenfalls gründlich geheilt worden. In der jetzigen gefährlichen Lage des ganzen Landes kann sich Abraham Lincoln um Friedemann nicht wohl bekümmern. Eine Ahnung von dem Werthe des berühmten „help yourself" (hilf' dir selbst) keimte in ihm empor. Mitleidige Leute versahen den deutschen Jüngling mit etwas Geld, und gaben ihm den Rath, als Pedlar (Hausirer) nordwärts zu reisen.

Und so pfeift denn Friedemann ein lustiges Lied, indeß er wohlgemuth auf der Landstraße nach Baltimore dahinwandert.

5 Der Pedlar.

Der Leser versteht jetzt, nachdem er die abenteuerlichen Erlebnisse kennen gelernt hat, die dem jungen Deutschen unmittelbar vor dem Beginn des Bürgerkrieges in südlicher Gegend zustießen, er versteht jetzt die tröstliche Empfindung welche Friedemann überkam, und begreift den Hoffnungsschimmer, derin des Jünglings Seele aufstieg, als dieser mit dem Ferryboot im Nordflusse nach dem New-Yorker Ufer jenen hageren langen Mann erblickte. Wenn Friedemann richtig vermuthet, so ist's nämlich derselbe Mann, welcher ihm am Südbahnhof in Baltimore in der Frühe des 23. Februar 1861 begegnete, und der am 4. März in Washington den Eid auf die Constitution der Ver. Staaten ablegte, es ist wohl: Abraham Lincoln.

Beim Anblicke jenes Mannes, der dort außen am Stern des Bootes neben der Ankerkette in's Wasser blickt, erwachen in dem bleichen ärmlichen Jünglinge, der auf der Bank im Salon sitzt und dessen jetzige Lage so düster und verzweiflungsvoll erscheint, auch wiederum die alten Gefühle, Hoffnungen und Träumereien mächtig auf. Die Sehnsucht nach Glück wohnt unvertilgbar in jeder Menschenbrust; sie überragt alle Verhältnisse und bricht, wie das strahlende Licht der Sonne, immer wieder siegreich durch die Nebel der Entsagung und den Dunst des Elends hervor! Gern wäre Friedemann aufgesprungen. Doch die Schüchternheit hält ihn davon ab, sich dem Präsidenten zu nähern. Auch der Gedanke, Diesem, der sichtlich unerkannt bleiben will, lästig zu fallen, wehret ihm. Friedemann bleibt deßhalb ruhig sitzen, mit dem Vorsatze, bei der Landung dem Präsidenten auf dem Fuße zu folgen.

So verharren nun die beiden Erscheinungen unbeweglich in ihrer Lage.

Das Boot treibt den New-Yorker Docks entgegen.

Nachdem Friedemann als Wiedergenesener Washington verlassen hatte, war er als Pedlar in den nordöstlichen Staaten der Union umhergereist. Indeß er da Erfahrungen sammelte, geschahen in den Ver. Staaten überhaupt wichtige Dinge. Sigel's Stern ging in Missouri auf und der Seesieg zu Hatteras wurde erfochten. Der Kaper „Sumter" wurde berühmt, Lexington fiel, und das Treffen bei Balls Bluff fand statt; Scott trat (am 1. Nov.) zurück, und Mc. Clellan wurde zum Oberbefehlshaber ernannt; die Schlacht von Belmont wurde geschlagen und Port Royal eingenommen. Sherman tauchte auf; die Trent-Angelegenheit beunruhigte beide Welten.

Inzwischen wechselte das Jahr.

Die Schlacht bei Mill-Springs wurde am 19. Jan. 1862 geschlagen. Im Februar begeisterte die Einnahme der Forts Mc. Henry und Donelson den ganzen Nord, und Grant's Stern stieg empor. Die Schlacht bei Roanoke-Island (unter Burnside) wurde geschlagen. Der deutsche Hausirer hörte auf seinen Fußwanderungen von allen diesen Ereignissen ausführlich erzählen und verbreitete selbst in einsamen Gegenden das Gehörte wieder weiter.*) Manchmal, wenn Friedemann ermüdet auf einer abgelegenen Farm einsprach, wurde der Pedlar gut aufgenommen und reichlich bewirthet, meist um dessentwillen, weil man von dem wandernden Dutchman Kriegsneuigkeiten zu erfahren hoffte. Hatte er dann durch seine Erzählungen die Zuhörer „im Busch" unterhalten, so kaufte man ihm gerne von seinen Waaren ab, um auch ihn wiederum zu erfreuen.

Am 22. Februar, dem Erinnerungsfeste des Geburtstages Washingtons — als Veranlassung von Nord und Süd benützt, um dem Patriotismus und der Ausdauer im Kampfe neues Leben einzuflößen, — damals befand sich Friedemann unter den Herrnhutern am Lehig- (sprich Liheiflusse) in Pensylvanien. Um diese Zeit erwachte in ihm die Sehnsucht nach New-York. Indeß er gemächlich dahin zu gelangen strebte, wurde die Schlacht bei Pea-Ridge geschlagen und die Welt durch Monitor und Merimac überrascht. Stonewall Jakson manöverirte im „großen Thal," Manassas wurde geräumt, New-Bern erobert und die Insel Nr. 10 beschossen. Am 6. und 7. April fand die Schlacht bei Pittsburg-Landing statt, die hartnäckigste und blutigste, welche bisher auf dem amerikanischen Festlande geschlagen worden war. Während die Schilderungen von den unheimlichen Blutscenen bei Shiloh den Norden durchdrangen, hausirte Friedemann in den Norden Jersey's, diesseits des Delaware. Als er in die östlichen Ebenen niederstieg, geschah die Einnahme von New-Orleans und rückte Mc. Clellan auf der Halbinsel gegen Richmond vor. (Williamsburg, West Point, am Chikahominy, Fair Oates). Der Sommer war inzwischen eingetreten, und Friedemann kam gleichzeitig mit den Berichten über die siebentägige Schlacht vor Richmond in New-York an. Der Jubel über Faaraguts große Seethat war verklungen und diese Weltstadt wiederum in düstere Stimmung versetzt. Während das Volk über den Rückzug Mc. Clellan's trauerte, bezog der deutsche Hausirer ein Boarding (Kost- und Wohn)haus in Williamstreet. Er war eben gut bemittelt und gedachte in New-York auszuruhen und sich zu erholen.

6. Ein düsterer Schatten.

Auf den Treppen des City-Hall-Gebäudes zu New-York steht Friedemann, nach der sinkenden Sonne blickend. Ihre Strahlen, meinte der Jüngling, müßten in sein Herz blicken, seine Gefühle bemerken, und dann, zurückkehrend zum lichtspendenden Himmelskörper, dort oben in erhabenen Reichen und vor gewaltigen Kräften für ihn sprechen, damit etwas von ihm genommen würde, das so schwer auf ihm lastete und

*) Von den Erzählungen des Pedlars sollen (als Fortsetzung unseres Buches) im dritten Theil einige erscheinen.

ihm die Brust zu zersprengen drohte. Geblendet wendet er sein Gesicht ab und steigt die Treppen hinunter — tief seufzend.

Während seiner Reisen als Pedlar hatte der Deutsche die Tugend der Wohlthätigkeit oft ausgeübt. Auch in diesen Tagen erwies Friedemann den elendesten Geschöpfen im öffentlichen Leben New-Yorks uneigennützig seine Liebe. Die heimlichen Regungen eines eigenthümlich gearteten Gemüthes leuchten gewinnend aus den Werken der Barmherzigkeit hervor, über die ein Blatt in den „Erzählungen des Pedlars" noch näher berichten wird. Durch solche tugendhafte Uebungen meinte der Jüngling seine innere Ruhe und den heimlichen Frieden wieder finden zu können. Was aber auf seiner Seele lag und sein Gewissen ängstigte, wich deßhalb nicht dauernd von ihm. Es erleichterte nur vorübergehend. Der düstere Schatten blieb.

Was ist's nun, das den jungen Hausirer heimlich peinigt, ihm die Ruhe raubt, den Frieden von ihm scheucht und immer marternd und quälend, wie ein unerbittlicher Rächer ihm überallhin folgt? —

Es sind kaum zwei Jahre verflossen, seit Friedmann als Student in seiner ersten Heimath jenseits des Oceans noch ein lustiges Leben führte. Ihm, dem einzigen Sohne, ging dort nichts ab. Wenn auch seine Eltern ohne Vermögen waren, so reichte doch der Gehalt des Vaters, eines Beamten, vollkommen aus, um die Bedürfnisse der Haushaltung, und nebenbei die des flotten Studenten, zu befriedigen. Letzterer brauchte freilich in den jüngsten Jahren mehr, als die ganze Haushaltung kostete. Aber die zärtlichen Eltern gaben gern Alles hin, nur um ihr Kind recht glücklich zu sehen. Die Mutter Friedemann's namentlich, eine überaus gütige und nachsichtige Frau, leistete Unglaubliches, um ihren einzelnen Sohn fortwährend zu erfreuen. Am eigenen Mund, von ihrer eigenen Kleidung sparte sie mitunter, um des leichtfertigen Sohnes Schulden heimlich bezahlen zu können und ihrem Liebling die Vorwürfe des strengeren Vaters zu ersparen. O Mutterherz, wie groß, wie erhaben bist du in deinem Wirken! Jugendliche Eindrücke verwischen sich zwar leicht; aber die Erinnerung an dein göttliches Wirken lebt fort im späteren Leben: ein stilles Glück dem würdigen, ein giftiger Stachel dem unwürdigen Kinde. Reichthum fließt manchem Manne zu; ein blühendes, braves Weib und holde Kinder umgeben ihn. Doch, was die Erde an Glück immer bieten kann, wie gern gäbe Mancher es hin, käme dafür seine selige Mutter nochmals zu ihm, wie in den fernen, verklärten Tagen der Kindheit, und dürfte der gereifte Mann ihr zu Füßen fallen, noch einmal ihr die Hände küssen, noch einmal an ihr Herz sinken, seine Thränen mischen mit den heiligen Thränen der Mutter, und glückselig zu ihr sprechen: „Mutter, o Mutter, wie sehr hab' ich Dich lieb!" . . . .

Der junge Friedemann war für die Güte seiner Mutter wohl empfänglich und innerlich auch dankbar. Aber eben diese Güte hatte einen Leichtsinn in ihm aufkommen und wachsen lassen, denn nur die Reue über eine rasche und verhängnißvolle That, in Verbindung mit dem kalten Leben der neuen Welt, wieder beseitigen konnte. Sein erster bedeutsamer jugendlicher Fehltritt, dessen Folge die freiwillige und heimliche Auswanderung nach Amerika, war ein Duell mit einem seiner Studiengenossen. In diesem Duell hatte Friedemann seinen Gegner gefährlich verwundet. Die Ausweisung des Jünglings aus seiner Vaterstadt stand zu befürchten. Der Strafe und den Vorwürfen des Vaters auszuweichen, verübte Friedemann ein noch größeres Vergehen. Er reiste plötzlich und ohne von den Eltern sich zu verabschieden, nach Amerika. Ein Geldmäckler lieh ihm das erforderliche Reisegeld, auch etwas drüber, blos gegen Unterschrift. Der Mann, seines Vortheils gewahr, kannte Friedemann's Mutter schon und wußte, daß sie beim Anblick der Handzüge ihres entflohenen Sohnes die Verpflichtung zur Abzahlung der Schuld gleich übernehmen würde.

Seit seiner Flucht und Abwesenheit in Amerika hatte Friedemann von seinen Eltern aus Deutschland nichts mehr gehört. Zur Rückkehr besaß er die genügenden Mittel noch nicht; auch mußte sich der Entflohene dessen sehr schämen. Die Erinnerung an seine Mutter, deren Güte er mißbraucht und deren Herz er vielleicht gebrochen hatte, war der nagende Wurm, der den Frieden seiner Seele zerfraß, der düstere Schatten, der sein Gemüth umschleierte. Da seine Streitsucht den Anstoß zum Verlassen des heimathlichen Herdes gegeben, dessen Werth der ruhelos Umherwandernde unter den jetzigen rauhen Verhältnissen reumüthig nun erkannte, deshalb ist nachher die Sanftmuth ganz besonders in sein Inneres eingezogen, und er ist ein „Mann" des „Friedens" geworden — der Friedemann.

Jetzt verläßt der Pedlar den City-Hall-Park und zieht die Nassaustreet entlang. Rechts bleiben da die Gebäulichkeiten liegen, in denen der „Herald" und die „Post" erscheinen und die den ganzen Tag über von einer Menge Menschen umlagert sind, welche die frisch aufgeklebten Nachrichten vom Kriegsschauplatze gierig verschlingen. An ihnen gleichgültig vorüberziehend, steigt Friedemann unwillkürlich zum alten Postgebäude hinauf. In der Vorhalle sind da wochenweise die gedruckten Listen solcher ausländischen Briefe aufgeklebt, die ohne irgend Adressenangabe, blos mit Namen, einliefen. Hastig durchgeht Friedemann diese Listen. Das Herz klopft ihm, als er unter seinem Namen einen mehrere Monate alten Brief vorfindet. Er merkt sich die Nummer und schließt sich sofort der langen Reihe von Wartenden an, die für den ängstlich Harrenden allzu gemächlich lichtet. Endlich gelangt auch der Pedlar zum Schalter. Er nennt die Nummer. Man fragt ihn, woher er den Brief erwarte. Er gibt den Namen seiner Vaterstadt an. Mit diesem vergleicht der Beamte den Poststempel und übergibt dann gegen einen Cent Anzeigegebühr den Brief. Friedemann verläßt verwirrt die Reihe. Er hat die Handschrift seines Vaters erkannt. Fieberhaft erregt, erbricht er die Couverte und liest, zitternd:

„Mein Sohn!

Obgleich ich nicht weiß, wo Du Dich aufhältst, so laß ich doch diese Zeilen an Dich abgehen, weil man mir sagt, daß derartige Briefe in Amerika häufig ihren Mann finden. Gern hätte ich Dir eine freudige Mittheilung gemacht, statt einer traurigen. Doch muß ich leider die Wahrheit

schreiben. Vernimm' also mit Ergebung die schmerzliche Nachricht, daß Deine Mutter an einer Herzkrankheit unerwartet schnell gestorben ist. Sie hatte noch wenige lichte Augenblicke vor ihrem Tode. In diesen sprach sie nur von Dir. Sie hat mir in ihrer letzten Stunde das Versprechen abverlangt, Dir, wenn Du je wiederkämest, keine Vorwürfe zu machen! Du wirst deßhalb, wann immer Du zurückkehrst, liebevoll von mir aufgenommen werden. Noch theile ich Dir mit, daß Deine Mutter Dir ihren Segen hinterlassen hat. So schwebe denn der Geist des Friedens von ihrem Sterbelager zu Dir hin über's weite Meer und möge es Dir gut ergehen, bis wir uns wiedersehen!

Es grüßt und küßt Dich Dein Vater."

Unter heißen Thränen hat Friedemann in einer Ecke der Vorhalle des Postgebäudes diesen Brief gelesen. Schluchzend steckt er denselben zu sich und kehrt durch Nassau- und Chatamstreet in die obere Stadt zurück. Unendliches Weh preßt dem Jünglinge das Herz zusammen. Im Gehen spricht er mitunter zu sich selbst: „Deine Güte, theure Mutter, hat wie ein scharfes Schwert mein Inneres gespalten. Es blutet, oh!" und: „Doch, warum traure ich so sehr? Du hast mir ja Deinen Segen über den Ocean herüber nachgeschickt; auch schreibt mein guter Vater, es möge von ihrem Sterbelager zu mir schweben „„der Geist des Friedens."" — — — —

Am nämlichen Abend kaufte Friedemann neue Waaren ein, schrieb noch in der Nacht seinem Vater einen dankenden Brief und verließ am andern Morgen New-York. Den Selbstvorwürfen wollte der Jüngling ausweichen und seine Wehmuth zu verwinden suchen, indem er jetzt abermals wandern ging. Er zog über die Mommhatominsel hinaus, überschritt den Harlemfluß und strebte dann nordwärts. Auf dieser Reise floh den Pedlar alles Glück. Seine gedrückte Stimmung befähigte ihn nicht recht zum Handel. Die Nachricht vom Tode seiner Mutter verscheuchte alle Liebenswürdigkeit und Umgänglichkeit aus seinem Wesen. Wenn er Abends müde und traurig auf einer einsamen Farm einkehrte und eine glückliche Familie fand, die ihn menschenfreundlich aufnahm und bewirthete, mußte Friedemann immer die Mutter der Kinder theilnehmend und besonders wohlwollend betrachten, wobei er dann an seine eigene selige Mutter dachte, die ihn einst gar sehr geliebt hatte. So irrte der Hausirer im Staate New-York einige Zeit ohne Glück im Geschäfte umher. Während Hallek zu Washington das Oberbefehlshaberamt der Gesammtmilitärmacht der Ver. Staaten übernahm, Pope in Virginien gegen Jakson manöverirte, die Schlacht bei Cedar Mountain und die zweite Schlacht bei Bull-Run geschlagen wurden, verlor Friedemann seine früher gemachten Ersparnisse wieder und zerrissen dessen Kleider allmählig. Mit dem Monat September fing er an, südwärts zu streben. Die Wahl eines Gouverneurs begann das Volk zu beschäftigen, indeß der Pedlar durch den Staat New-York wieder herabzog. Wir finden ihn eben mittellos, besorgt vor dem nahenden Winter, und in verzweiflungsvoller Stimmung auf dem Ferryboote, das dem New-Yorker Dock zutreibt. Der lange Mann am Stern des Dampfers ist des armen Pedlars einzige Hoffnung.

Jetzt legt das Flußboot an seinem Dock an. Die Reisenden drängen sich massenweise vor. Im Gewühl verliert Friedemann den hageren Fremdling aus dem Gesichte.

7. Abraham Lincoln.

„Er kreuzt die mächtigen Arme
Auf hoher Brust, und sinkt
In finstere Gedanken."
„Wladimir's Stirn umschatten
Des Kummers schwarze Wolken."
El. Kulmann, altruss. Märchen.

Im Parlor des Preskotthauses zu New-York saß am Abend des 3. November 1862 Abraham Lincoln, als schlichter Bürger gekleidet. Der Präsident, dessen hagere Gestalt Friedemann auf dem Ferryboote heute erkannt zu haben meinte, hatte sich auf einem Sopha niedergelassen. Außen im Speisesaal unterhielten sich die Gäste miteinander. Die Zeit konnte noch nicht weit vorgerückt sein, denn der betäubende Lärm im Lowoadway unten dauerte ungeschwächt fort. Ein Klavier stand bedeckt in dem traulichen Raume, den Lincoln's Gestalt eben allein belebte. Der Präsident scheint offenbar Jemand zu erwarten. Indeß er so dasitzt im mattbeleuchteten, stillen Gemache, dessen Fußboden mit kostbaren Teppichen belegt ist, versinkt sein Geist in Nachdenken und die Erinnerung wacht lebendig in ihm auf. Er beachtet nicht das Gespräch der Gäste, welches ihm wohl verständlich sein könnte. Sein inneres Auge blickt südwärts, gen Maryland. Wie in der Nacht des 23. Februar 1861 auf seiner fluchtähnlichen Reise nach der Bundeshauptstadt, hat Lincoln auch heute unter Tags den Gunpowderfluß passirt, jene auf hölzernen Schienen ruhende, schmale Schiffsbrücke, die dort etwa eine englische Meile weit über das Wasser hinführt.*) Lincoln dachte heute wieder besonders daran, was er als neuerwählter Präsident damals, von der Mündung des Susquelana herabfahrend, an gleicher Stelle lebendig empfunden hatte. Aus zerrissenem Gewölk schaute der bleiche Mond zur Erde nieder, als das dampfende Roß militärisch-würdig auf dünner Unterlage über die wogende Fluth schritt und durch die feierliche Grabesstille der Nacht. Mit ernstem Gesicht blickte Lincoln hinaus auf jene stumme, großartige Scene. Die Natur entsprach dort seinem Innern. Hoch gingen die Parteiwogen seines Landes, gleich denen der rauschenden Fluth; und dem blassen Lichte des Mondes vergleichbar, leuchtete dazumal die Vaterlandsliebe kummervoll durch die zerrissenen Wolken schlechter Parteileidenschaft hindurch. Dazumal hoffte er noch, seinem Volke den vielbegehrten Frieden erhalten zu können. Seine Hoffnung ruhte freilich nicht auf stärkerer Grundlage als die Brücke war, auf der er, bald erster Beamter dieser großen Republik, in jener Nacht die Bay passirte. Lincoln ahnte in jenem ernsten Augenblicke nur ein schwaches Wetterleuchten in weitester Ferne. Inzwischen war das furchtbare Gewitter unter entsetzlichem Donner und schauerlichen Blitzen über die Union hereingebrochen;

*) Diese Brücke wurde zu Anfang des großen Krieges von rebellisch gesinnten Leuten in Brand gesteckt. Die Regierung mußte bis zu deren Wiederherstellung ihre Truppen zu Wasser befördern.

selbst durch die Thür, ernst, aber doch freundlich, und sein herzinniger Gruß wies alle düsteren Vermuthungen aus dem Felde.

„Aber, Väterchen, wo warst Du denn?“ fragte Marie, ihn zärtlich umarmend.

„Ich habe bis früh am Morgen gearbeitet, liebe Kinder. Als ich fertig war, wies sich der Morgen so verlockend schön, daß ichs nicht über's Herz bringen konnte, schlafen zu gehen. Ich war im Park!“

Man setzte sich um den Kaffeetisch. Alle waren wieder heiter. Am lebhaftesten empfand dieß die gemüthvolle Hausfrau. Das Glück und die Befriedigung glänzten ihr aus den treuen Augen, die in seelenvoller Hingebung an jeder Bewegung des geliebten Gatten hingen.

„Bernhard!“ bat der alte Herr Pfeiffer nach Beendigung des Frühmahls, „ich bitte Dich, mich noch diesen Vormittag in meinem Zimmer zu besuchen, ich habe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen. —

Bernhard sagte zu und eilte dann nach der Kaserne, wohin ihn sein Dienst rief. Der alte Herr zog sich in sein Zimmer zurück; die Hausfrau ging an ihre häuslichen Geschäfte und Marie nahm die elegante Stickerei wieder auf, die sie vorher unterbrochen, und die irgend welche kindlich zärtliche Bestimmung hatte.

Die Einladung des Vaters hatte in Bernhard alle diejenigen Befürchtungen wieder geweckt, die kaum eingeschläfert waren.

„Was mag er Dir zu sagen haben? Etwas, was nur Dich betrifft? Das ist nicht wahrscheinlich, erstlich kann ich mir nicht denken, was das sein könnte, zweitens hätte er mir dieß ebenso gut vor der Familie sagen können und gesagt!“ — Der frühere Unmuth, die seltsame Laune, den Schlaf zu missen und, was noch nie geschehen, zur frühesten Morgenstunde nach durchwachter Nacht Spaziergänge zu machen — das Alles waren so ungewöhnliche, auffallende Dinge, die nothwendig einen ebenso ungewöhlichen Ursprung haben mußten.

Sich fortwährend mit diesen Gedanken tragend und in halblautem Selbstgespräche war Bernhard in der Kaserne angekommen. Der Dienst unterbrach seinen Gedankengang. Es gab Rekruten einzuüben, und die Exercitien nahmen seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie zerstreuten ihn auch. Die possirlichen Scenen, die neben vielen ärgerlichen bei der Rekrutenübung hervortraten, amüsirten ihn und wirkten auf seine Lachmuskeln, er mochte wollen oder nicht.

Endlich erklang das längst ersehnte Signal, das dem Exercitium ein Ende machte. Den abgematteten Rekruten war es heiß erwünscht, ebenso aber auch Bernhard, wenn schon aus andern Gründen. So schnell als seine Pflicht es erlaubte, entfernte er sich aus den Reihen seiner Kameraden, wie verführerisch sie ihn auch zu Diesem oder Jenem einluden. Eine seltsame Unruhe trieb ihn nach Hause.

Er eilte sofort zu seinem Vater.

„Ah, bist Du da, mein Sohn! Schön! Setz' Dich!“ bewillkommte ihn der alte Herr Pfeiffer.

„Ich beeilte mich, mein Vater, herzukommen; ich vermuthe, Du wirst mir etwas Ungewöhnliches mitzutheilen haben!“

„In Wahrheit, mein Bernhard, es ist nichts Gewöhnliches; aber setze Dich erst, dann höre ruhig zu. Ich brauche Deinen ganzen Verstand, Deinen Muth, verstehst Du, Bernhard? Es ist auch nichts Angenehmes, was ich Dir zu sagen habe. Ich täusche mich nicht, mein Bernhard, nicht wahr, wenn ich den Mann, den Mann im vollsten Sinne des Worts in Dir suche?“

Der alte Herr Pfeiffer hatte dieß mit zitternder Stimme, mit erkünstelter Ruhe gesprochen, die ihn jeden Augenblick zu verlassen drohte.

„Mein Vater!“ entgegnete Bernhard betroffen, ich werde zeigen, daß Du Dich nicht täuschest. Sprich, und wäre es das Furchtbarste; oh, trage es ruhig, ich leide, ich dulde mit Dir!“

Dem alten Herrn traten Thränen in die Augen, die innere Bewegung versagte ihm die Worte. Er bedurfte der Sammlung. Mit einer stummen Geberde reichte er seinem Sohne ein Blatt hin, dicht mit Ziffern beschrieben, oben trug es die Ueberschrift: Mein Vermögensstatus.

Bernhard hatte die deutlich darauf ausgedrückten Resultate übersehen, seine Augen verloren ihren Glanz und stierten wie festgebannt auf das verhängnißvolle Blatt. Er zitterte am ganzen Körper. Die unglückseligen Ziffern tanzten ihm wie wilde Dämonen vor den Augen. Das Schrecklichste, was er ahnen konnte, war gekommen, er hatte den Beweis in der Hand. —

„Wir sind banquerott!“ preßte er tonlos hervor. „So plötzlich!“

Der Vater erschrak über die gewaltige Aufregung seines Sohnes. Er umarmte ihn hastig. Ihn heftig küssend, rief er mit der ganzen Fülle seines Schmerzes aus:

„Sei Mann, Bernhard! Sei muthig, Dein Schmerz drückt auch mich zu Boden! O, wüßtest Du! — Sei stark!“

Vater und Sohn lagen sich in den Armen und weinten. Vergossene Thränen löschen die sengende Gluth des Schmerzes, sie machen das Herz leicht, indem sie den Alp lösen, der es bedrückt. Die beiden Männer fanden sich wieder. Hier galt es, handeln, kräftig und entschieden handeln, das Weinen und Zagen gebührte den Kindern.

„Hast Du schon einen Plan, mein Vater?“ fragte Bernhard.

„Ich habe einen,“ entgegnete etwas zurückhaltend der alte Herr; „indessen, seine Durchführung hängt theilweise nicht von mir allein, sie hängt auch von Dir ab.“

„Rede — entwickle Deinen Plan!“ drängte Bernhard; „meiner Zustimmung und meiner Mitwirkung kannst Du gewiß sein!“

„Nun, so höre!“ begann der Vater. „Ich habe die nicht unbegründete Hoffnung, einen wesentlichen Theil meines Vermögens, das ich in Amerika verloren habe, durch persönliche Anwesenheit dort wieder zu erlangen. Sollte dieß fehlschlagen, so habe ich dort immer noch einen reichen Bruder, der, wenn ich ihm von Angesicht zu Angesicht meine Lage schildern werde, nie und nimmer zugeben wird, daß das

Haus, das wir vom Vater geerbt und mit Ehren geführt haben, in Schande fallirt. Er wird mir auf jeden Fall zu Hülfe kommen. Zu alledem ist jedoch meine persönliche Anwesenheit in New-York unbedingt nöthig. Zum 1. Oktober werde ich wieder hier sein, um, will's Gott, die Firma wieder zum alten Glanz zu bringen. Die Fabriken müssen ruhen bis dahin, die Konjunkturen entschuldigen diese Arbeitseinstellung Sie wird daher zu übeln Vermuthungen keinen wesentlichen Anlaß geben. Die Commis werden entlassen — ein Vorwand wird sich finden. Vor dem 1. Oktober sind Wechselzahlungen nicht zu machen, außer einer. Diese wird mit dreihundert Thalern übermorgen fällig. Sie muß gedeckt werden, und hier komme ich an den Theil meines Planes, der wesentlich von Dir abhängt. Ich kann weitere Kapitalien nicht aufnehmen, ohne mir eine unverhüllbare und schädliche Blöße zu geben. Du bist ein junger Offizier, viele Deiner Kameraden, deren Haus weit weniger Glanz hat, als das unsrige, erhalten oft doppelt höhere Darlehen. Bernhard, suche unter irgend welchem Vorwand, Dir soviel zu verschaffen, daß wir diesen Wechsel und die Kosten der Reise decken können und die Ehre des Hauses, unsere — Deine Ehre ist gerettet!" —

Das anhaltende Sprechen hatte den alten Herrn sichtlich erschöpft, er hielt plötzlich inne.

„Ich schaffe das Geld, Vater! Heut Abend hast Du es in der Hand! Gott mag für das Uebrige sorgen!"

Bernhard küßte mit diesen Worten den Vater auf die Stirn und entfernte sich.

Der alte Herr Pfeiffer aber kündigte dem Personal inzwischen seine Entlassung an, ohne im Geringsten die wahren Motive, den Stand seiner Verhältnisse, zu verrathen. Das Personal empfing diese Kündigung höchst betrübt, einmal war der Prinzipal allgemein geliebt und verehrt, dann aber eröffneten die trostlosen Handelsverhältnisse den Arbeitern wenig Aussicht, wieder unterzukommen. Aber unter Hinblick auf die Stockung aller Geschäfte mußten die Commis diesen Schritt ganz gerechtfertigt finden. Der Buchhalter allein, ein alter, im Pfeiffer'schen Hause ergrauter Diener, blieb. Ihm eröffnete Pfeiffer seine Lage, wies ihn für die Dauer seiner Abwesenheit genau an, was er thun und lassen solle, dann ordnete er seine Papiere, entwarf eine genaue Instruktion für Bernhard auf alle vorkommende Fälle und bereitete sich umsichtig zu seiner bevorstehenden Reise vor.

Erst der Abend vereinigte die Glieder der Familie Pfeiffer wieder um den Theetisch; auch der alte Buchhalter war anwesend. Pfeiffer theilte seiner Frau und seiner Tochter den gefaßten Entschluß mit. Es lag ein trüber Ernst über Allen. Angst und Sorge schnürten Jedem das Herz zu. Die Unterhaltung war gekünstelt und ging auf schwanken Stelzen. Der Impuls und die Gemüthsruhe fehlten.

Bernhard händigte noch denselben Abend seinem Vater fünfhundert Thaler ein. Er hatte sie gegen den enormen Zinsfuß von zwanzig Prozent auf vier Monate geliehen erhalten und sein Ehrenwort dagegen verpfändet. Die Zinsen waren, wie Bernhard nachwies, immer noch gering, wahrscheinlich in Hinsicht auf die größere Wahrscheinlichkeit, das Kapital zur bestimmten Zeit wieder zu erlangen. Bernhard stellte dem darüber erschrockenen Vater vor, daß seine Kameraden sich oft zu einem Zinsfuß verstehen müßten, der in einem Jahre das Kapital verdreifache. Er sagte damit keine Unwahrheit. Die Stadt in Rede, zugleich Universitätssitz, hatte eine Menge herzloser Schurken aufzuweisen, die sich kein Gewissen daraus machten, ihren Kunden, leichtsinnigen Offizieren und Studenten, oft zweihundert Prozent abzupressen. Die Natur der Ehrenschuld schützt sie vor Entdeckung dieses elenden Wuchers, während ihre Opfer, haben sie erst einmal geborgt, nimmer aus ihren Netzen kommen und selbstverständlich ihrem Ruin entgegentaumeln. —

Am andern Morgen schon führte der Dampfwagen Herrn Pfeifer aus dem Kreise seiner Lieben dem Meere zu, um auf dessen tückischen Wogen dem Lande zuzueilen, aus dem er bald mit gefülltem Seckel zur Rettung seiner Ehre zurückzukehren hoffte. —

3.

Es war Christabend. Die Straßen waren gefüllt von Käufern, die aus den blendend erleuchteten Läden irgend etwas Schönes für ihre Lieben zu Hause einkauften, oder von müssigen Gaffern, die wegen der Vorbereitungen zur Bescheerungsfeierlichkeit vom Hause weggeschickt waren, um die Ueberraschung zu erhöhen. Diese amusirten sich nun mit Betrachtung aller der Herrlichkeiten, wie sie in solcher Pracht, mit solcher Ausstattung und in solchem Ensemble nur einmal im Jahre und eben nur am Christabend zu sehen waren. Dazu lag über all dem stummen Durcheinanderwogen der Menschenmassen ein gewisser feierlicher Nimbus, eine heilige Weihe — auch der Wilde hätte an diesem Abende empfunden, daß es ein heiliger Abend war. Aber alles, was der freie Verkehr in den Straßen dem Beschauer gewährte, wurde tausendfach — wenn man es mit Zahlen ausdrücken kann — durch die Feenwelt des Bazars überboten. Wer die wunderbar decorirten, durch Tausende von Gasflämmchen in grotesken und allegorischen Figuren zur Tageshelle erleuchteten Räume betrat, um die Weihnachtsausstellung zu besuchen, der war entzückt, bezaubert. Die nackte Wirklichkeit, die graue Erde das Menschliche war vergessen. Hier war ein Paradies, eine andere schöne Welt, wie sie der Phantast in seinen kühnsten Träumen nicht schöner ausmalen kann. Blumenreiche duftende Gewächse aller Zonen umgaben in lieblicher Gruppirung die kostbarsten Weihnachtsgaben. Grotten, malerische Landschaften, Fontainen, die in stetem Wechsel neue Wassergebilde sprudelten — Alles, was das Auge entzückt, war hier in so harmonischer Vereinigung, daß man die Quintessenz aller Schönheiten des Himmels und der Erde vor sich zu haben glaubte. Dazwischen poculirte das lebensfrohe Jung und Alt nach Herzenslust; in lauschiger Nische trieb Amor sein loses Spiel, und ein starkes Orchester erfüllte die prächtigen Räume mit den lieblichsten Tönen der erhabensten Meister.

Welch greller Gegensatz in dem Hause gegenüber!

Da im Mittelzimmer der ersten Etage saß in der trübsten Stimmung eine Familie um den Tisch, traurig, mit gesenktem Haupte, statt der Freudenthränen, die in diesem Augenblicke

Tausende weinten — Thränen des tiefsten Weh's, der bittersten Verzweiflung im Auge.

Es war die Familie Pfeiffer.

Statt des funkelnden reichen Christbaumes brannte eine trübe Oellampe auf dem Tisch, statt des ambrosischen Christbrodes bildete trockenes, grobes Brod ihr ärmliches Mahl.

Der erste October, an welchem Samuel Pfeiffer zurückzukommen versprochen, war verstrichen; der Ersehnte war nicht gekommen. War er todt? Hatte er sich getäuscht in seinen Hoffnungen und Erwartungen und schämte er sich mit leeren Händen zurückzukommen? Die Armen quälten sich mit diesen Fragen — stündlich harrten sie auf freudige, oder wenn es einmal sein mußte, traurige Lösung, stündlich wurden sie an Hoffnung ärmer, an Kummer, Gram, Verzweiflung reicher. Die Gläubiger fingen an zu drohen — beträchtliche Wechsel konnten nicht honorirt werden — nur mit Mühe erlangte Bernhard eine Prolongation seines Ehrenscheines — die letzte Frist endete mit dem Christabend — war bis dahin keine Hülfe gekommen, so brach das stolze Haus Gebr. Pfeiffer zusammen, und den Angehörigen blieb von allen ihren ehemaligen Reichthümern Nichts — blos die Schande und die bitterste Armuth. —

In dieser furchtbaren Noth war der Christabend herangebrochen — die Hülfe aber war ausgeblieben.

Der Christabend ist der schönste und feierlichste Abend im Jahre — aber zum bittersten wird er, wenn man ihn in der furchtbarsten Verzweiflung durchlebt, während Millionen vor Freude dem Christkinde zujauchzen.

Es schlug zehn Uhr. Man hörte Tritte auf der Treppe. Bernhard eilte zur Thür. Der alte Buchhalter trat ein, bleich, den Stempel des tiefsten Kummers auf dem fahlen, eingefallenen Gesicht. War er doch in der Handlung grau geworden, mit ihr verwachsen; ihr Fall war auch sein Ende.

„Er ist nicht gekommen?“ preßte Bernhard tonlos heraus.

„Er ist nicht gekommen —“ bestätigte wehmüthig der Buchhalter.

Der letzte Zug von Hamburg war angekommen, vergebens hatte der ausgesandte Buchhalter unter den Passagieren nach seinem Herrn gesucht. Er war nicht dabei. Die letzte Hoffnung war geschwunden.

„Guter Gott, warum hast Du uns verlassen!“ rief Frau Pfeiffer in verzweifelndem Ton aus.

Marie sank neben ihr auf die Knie. Das innigste Gebet stieg aus dem jungen, frommen Herzen zum Schöpfer auf.

Der alte Buchhalter und Bernhard blickten mit thränenvollem Auge auf die rührende Gruppe. Sie gaben sich die Hände, der Eine im düsteren Vorgefühle bittend, der Andere dankend.

Man trennte sich. Bernhard eilte auf sein Zimmer. Er wollte sich schlafen legen — ewig!

Eine helle Sternennacht umgab die Erde. Noch einmal wollte er sich an dieser stummen, mächt'gen Pracht weiden, noch einmal die Luft der Erde in vollen Zügen einsaugen — dem Unglücklichen ist es ein Genuß, seinen Schmerz auf die Spitze zu treiben!

„Leb' wohl Du schöne Erde! Lebt wohl ihr Freunde!“

Er blickte empor zu dem prächtigen Himmelsdome, der mit seinen Sternen so mild herab auf das mächtige Treiben und Wogen der Menschheit blickte, ein hehrer Zeuge der Allmacht. Noch einmal schüttete er all sein Weh vor dem Allvater aus, gleichsam um zu begründen, was er in Absicht hatte.

Den Lauf der gespannten Pistole an der Stirn, die Augen zum Himmel gerichtet, war Bernhard im Begriff, sich das tödtliche Blei durch den Kopf zu jagen. Da schoß quer über die tiefblaue Himmelsfläche ein funkelnd heller Streifen. Es durchzuckte ihn blitzschnell, ein furchtbarer Knall und Bernhard stürzte zu Boden.

* * *

Der dichte Pulverdampf hatte noch nicht Zeit gehabt, sich durch das geöffnete Fenster zu verflüchtigen, als die Thür aufgerissen wurde. „Bernhard, mein Bernhard!“ kreischten Stimmen durcheinander, und ein Mann in Reisekleidern stürzte auf den leblos Daliegenden hin und küßte und herzte ihn mit nahezu wahnsinnigen Geberden. Es war Samuel Pfeiffer.

Der alte Buchhalter kam mit Licht und jetzt erst ließ sich die Scene übersehen. Frau Pfeiffer war ohnmächtig auf das Sopha gesunken, das der Thür zunächst stand. Marie barg das Gesicht in der Mutter Schooß, von Thränen überfließend. Der alte Herr Pfeiffer, wie durch ein Wunder hier, lag auf den Knieen und drückte seinen Sohn mit einer rührenden Inbrunst ans Herz. Seine Augen hingen starr an den Lippen Bernhards. Der Buchhalter trat hinzu und leuchtete dem Leblosen ins Gesicht.

„Er ist nicht todt!“ rief er freudestrahlend aus. — „Sehen Sie, die Kugel hat blos gestreift!“ Er wies auf eine starkblutende Streifwunde an der Seite der linken Schläfe und ein tiefer Athemzug des Todtgeglaubten machte seine Ansicht zur Wahrheit. —

Die Sternschnuppe hatte den Armen, wie ein Bote vom Himmel, gerettet. Die jähe Bewegung im verhängnißvollen Augenblick nahm der Mordwaffe das Ziel. — Bernhard lebte zu neuem Glück, und dem furchtbarsten Weh folgte der freudenvollste Jubel! —

Der alte Herr Pfeiffer hatte zwar langsam und mühselig, aber endlich doch vollkommen seinen Zweck in Amerika erreicht. Vom 1. October ab hatte er mehrere Briefe an seine Familie geschrieben, um sie wegen seines Ausbleibens und über die Lage seiner Angelegenheiten zu beruhigen, keiner aber war, wie er nun erfuhr, an seine Adresse gelangt. Nach einer ungünstigen Meerfahrt in Hamburg angekommen, eilte er auf die Eisenbahn, um seinen Lieben zuzufliegen, um ihnen gerade am Christabend das Schönste zu bescheeren, was sie wünschen konnten, sich und seine reiche Hülfe. Der Personen- und Güterandrang machte zwei Züge nöthig. Pfeiffer wurde durch ein böses Ungefähr in den allerletzten Zug gedrängt. So kam es, daß ihn der Buchhalter nicht gefunden hatte, denn nur den gewöhnlichen letzten Zug hatte dieser ankommen sehen. Gerade in dem Augenblick, in welchem jener furchtbare Knall aus Bernhards Zimmer durch das Haus dröhnte, betrat Pfeiffer das Haus. Er sah seine Frau und Tochter mit dem Ausrufe: „Bernhard hat sich erschossen!“ in des Sohnes Zim-

und heute hat der Präsident mit recht schwerem Herzen den Gunpowderfluß wieder passirt.

Das menschliche Erinnerungsvermögen haftet an gewissen Stätten, treu, wie an manchen Augenblicken, in denen unser Inneres tief bewegt wurde und die dann aus dem trockenen Alltagsleben, wie blühende Blumen auf dürrer Haide emporschießen.

Andere Bilder ziehen an des Präsidenten Seele noch vorüber, traurig-frisch. Ueber die üppigen Fluren Marylands hinweg, bis Harper's-Ferry und nach Virginien schweifen seine geistigen Blicke. John Brown (Tschän Braun) säete dort den giftigen Samen der Zwietracht, aus dem die gewaltigste Katastrophe sich bildete, die je über die Menschheit gekommen ist: „his soul's marching on!" (seine Seele marschirt vorwärts!) Bald wird über Trümmern und Leichen erklingen das schwarze Lied: „Glory Hally, Hallelujah!" und Verwesungsgeruch wird den Gräbern entsteigen, indeß die Luft erfüllt ist of „three rousing cheers for the Union!" (von drei donnernden Hoch's auf die Union!) Wenn die Opfer der Katastrophe Staub und Asche längst geworden sind, dann mag's über die Ebenen bei Frederic und aus dem „großen Thale"*) herüber klingen, nach Jahrtausenden noch, wie Geistergesang — South-Mountain und Sharpsbury begleiten in feierlichen Orgeltönen, — „Glory Hally, Hallelujah!" — Ein Mann voll Kraft war auf der großen Schaubühne erschienen, um das zu erfüllen, was sein Inneres ihn erfüllen hieß. Insofern er diesem Rufe folgte, that Abraham Lincoln seine Pflicht, und durfte er sich in dieser Stunde als eine sittlich große Erscheinung fühlen. Ob er in der Wahl des Mittels zur Erreichung seines Zieles irrte, darüber — solches glaubte der Präsident jetzt zu fühlen, — wird die Geschichte mit Ernst und strenger Gerechtigkeit einst richten müssen. Es war eine Zeit voll schwerer Verantwortung, als er zu Washington ankam, wo die Friedensconferenz noch in Sitzung war. Aengstlich besorgt und kummervoll blickten die Edelsten der Nation auf ihr erwähltes Oberhaupt. War sich Lincoln seiner ungeheuren Verantwortung damals vollkommen bewußt? — Amerika glich noch der reinen, schuldlosen Jungfrau, deren strahlendes Bild die Welt bewunderte. Jetzt mußte sie ihren Frieden einbüßen, Sünde und Leidenschaft kennen lernen und schmachvoll sinken. O Bild der Unschuld! Mit banger Sorge hat die Welt den Verlust deiner Tugend betrauert. Wehe, wenn's anders hätte gehen, wenn du ruhig bleiben und glücklich hättest werden können, ohne das Verbrechen kennen zu lernen. Wehe! Wehe! — — — — — — — — — — — — —

Anderthalbjähriger Krieg war resultatlos geblieben. Wenn der Präsident sich die Frage vorlegte, ob er nochmals den Krieg beginnen würde, wenn er nochmals ihn zu beginnen hätte, — er wäre um die Antwort verlegen, die er jetzt geben sollte. „Ich bin so gut für den Frieden, als irgend ein Mann es sein kann," sprach er während seiner ersten Reise nach Washington; „aber es könnte nöthig werden, fest aufzutreten." Neben diesen letzteren Worten drängt sich seinem Erinnerungsvermögen auch jener unsterbliche Satz auf: „Selig, wer überwindet." Ein trübes Sinnen bemächtigt sich des Präsidenten. Und Lincoln's Gefühle theilte eben das ganze Land; bang und düster ist allenthalben die Stimmung.

Wir müssen einige Bemerkungen hier einflechten, die im Geiste einer späteren Zeit gehalten sind.

Daß tief im Innern Lincoln's etwas lebte, das ihm den Werth seiner Handlungen als zweifelhaft erscheinen ließ, leuchtet wohl aus der folgenden Stelle hervor, die der Historiker Bankrofft am 12. Februar 1866 zu Washington äußerte: „Gleich dem Hamlet jenes einzigen Dichters, zögerte sein Wille, wenn es zu handeln galt; aus diesem Grunde klagte Lincoln mitunter, daß die ihm obliegenden Pflichten nicht auf eines andern Schulter gefallen." Wir möchten Lincoln, der „Allen wohl und Niemand übel will," und von dem sein großer Gegner Douglas sagte: „Lincoln ist der rechtschaffenste Mann, den ich je gekannt habe," — ihn möchten wir schon um seines Endes willen gerne lieben. Hat ja sein schrecklicher Tod Mitleid und Mitgefühl wachgerufen in den Herzen unseres Geschlechtes! Doch ist's gefährlich für die Menschheit, Eines Mannes wegen über hundert Schlachtfelder gedankenlos hinwegzublicken. Auch werden kommende Geschlechter, des Mitleids baar, strenger zu urtheilen vermögen; sie erliegen nicht den strengen Eindrücken des Erfolges. Mit innerlicher Freude und hoher Genugthuung haben wir aber Lincoln's persönliche Haltung gegen den Süden in der letzten Zeit seines Lebens beobachtet. Diese berechtigt uns dazu, eine Wandelung im Innern des Präsidenten anzunehmen, die viel sühnen möchte. Verwesungsgeruch und Verzweiflungsrufe scheinen endlich auch Ihn gerührt zu haben. Psychologisch bedeutsam ist, was ein Correspondent aus Washington nach New-York schrieb, noch ehe Lincoln wiedergewählt war: „Wer Hrn. Lincoln jetzt sieht, muß sich über sein verändertes Aussehen wundern. Er ist nicht mehr der Mann, der er war. Er schaut um 10 Jahre älter aus, und der Ausdruck seiner Züge ist abgespannt und sorgenvoll; sein Blick ist unstät und irrend, manchmal mit nichtssagendem Ausdruck, manchmal Furcht und Angst verkündend. Er sieht gerade wie ein Mann aus, dessen Geist durch Vorwürfe gebrochen ist und dessen Auge der Schlaf flieht." —

Während in der Seele „des großen Spaßmachers von Illinois, welcher mehr Freude hat an Joe Miller's Witzesammlung, als an der Constitution,"*) der Zweifel emporstieg, überzog sich sein Antlitz mit leichenhafter Blässe und der Gedanke, daß eine unabhängige Geschichtsforschung einst von ihm, wie den Fall der Sklaverei, so auch den Untergang der Republik datiren müßte, umflorte seine Sinne. „Wenn man, um mich richtig zu beurtheilen, erst eine Lobrede auf das amerikanische Volk schreiben würde," meint Lincoln, wie zu sich selbst redend; „ei! das wäre nicht übel. Die Nachsicht meines Volkes erlaubt mir in der That — den Erfolg zu sichern; denn ohne diesen wären ich und mein Land verloren und verflucht. Die Geißel meines Volkes würde man mich nennen. Was schrieb unlängst die giftige „World": „„Mr. Lincoln hat in diesem Lande gethan, was einem Monarchen in England

*) Im „großen Thal," dem Schauplatz seiner kühnsten Thaten, liegt — seinem letzten Wunsche gemäß — der berühmte Stonnewall Jackson begraben.

*) Citat.

den Kopf und einem andern den Thron kostete. Aber die einzige Revolution, an die wir denken, ist die, welche durch den Stimmkasten bewirkt wird."" Ja, Ja! Der Stimmkasten kann mir morgen den Erfolg aus den Händen winden. Und ohne den Erfolg sind ich und mein Land verloren und verflucht....... verloren und verflucht. Man wird mich die Geißel meines Volkes nennen"......

Wir überlassen den Präsidenten seinen düstern Selbstbetrachtungen und wollen inzwischen versuchen, dem Leser den Sinn und die Bedeutung seiner obigen Worte: „der Stimmkasten kann mir morgen den Erfolg aus den Händen winden," klar zu machen. Wir erinnern dabei, daß man heute Abend den 3. November 1862 schreibt; der Dritte aber dem Vierten vorhergeht. Dieser, der 4. November 1862, mag einst als wichtiges historisches Datum gelten. Es ist der Tag, an dem Horatio Seymour (spr. Simur) durch öffentliche Volksabstimmung zum Gouverneur des Staates New-York erwählt wurde. An sich, in ruhiger Zeit, war dasselbe Ereigniß für eine der ersten Handelsstädte der Erde und für den gleichnamigen Staat, welcher die Perle der Union ist, immerhin bemerkenswerth gewesen; doch stand jede der früheren Gouverneurswahlen an Bedeutung, Eigenthümlichkeit und Folgewichtigkeit hinter der diesjährigen weit zurück. Auf das Wahlergebniß des 4. November 1865 blickten hoffnungs- und erwartungsvoll Stadt und Staat New-York, der Norden der Union, nicht minder der Süden, — sogar die alte Welt. Die Bundesregierung hatte sich auffallender Verletzungen der Constitution in jüngster Zeit häufig schuldig gemacht. Das Volk der nördlichen Staaten witterte despotische Gelüste hinter den, unter dem Vorwande militärischer Nothwendigkeit ausgeübten, willkürlichen Verhaftungen und dem sichtlichen Streben nach Vernichtung der Staatsrechte. Für die Wahrung letzterer und als Retter der einheimischen Institutionen trat Seymour jetzt in die Schranken. Sein Erfolg am 4. November hat sonach die Bedeutung einer Reaction. Das conservative Volk, indem es ihn wählte, trat der Revolution entgegen, die den Sitz der höchsten Gewalt des Landes entweihte und die Quelle der Macht trübte. Seymur hielt in diesem Kampf die Fahne der Constitution hoch und hat — „in diesem Zeichen gesiegt." Die Frage, ob für Krieg oder Frieden, lag diesmal zur Entscheidung nicht vor, wenngleich während des Wahlkampfes viel darüber gesprochen wurde. Seymour vermied klug jede feste, deutliche Stellung, im richtigen Gefühl, daß es sich darum jetzt nicht handle. Der Pulsschlag des öffentlichen Lebens und Seymour's stille Wünsche konnten freilich nur zu Gunsten des Friedens gedeutet werden. Das Volk — schwach durch seine Leiden und muthlos durch die Erfolglosigkeit des Krieges, — glaubte in dieser Zeit zu fühlen, daß es durch die Wahl Lincoln's und seiner Partei einen Mißgriff begangen habe. Die Sklaverei des Südens war ein durch den Geist der Zeit verurtheiltes Institut. Der Untergang alles Dessen, was die bessere öffentliche Meinung verurtheilt hat, kann stets nur eine Frage der Zeit sein. Man hätte die Sklaverei langsam, ohne Pein für sich und die übrige Welt, den Tod sterben lassen sollen, welchen die Rothhäute gestorben sind, — den Kulturtod. Es war anders gekommen. Politische Leidenschaft hatte die vorzeitige Lösung der wichtigsten Frage übernommen. Das Opfer der Thorheit, das Volk, blutete bald aus tausend Wunden. Durch das Wahlergebniß des 4. November blickt seine Reue. In der inneren Geschichte Amerika's ist dieser Wahlkampf das wichtigste Ereigniß. Wer diese Wahlbewegung versteht, versteht auch die große Revolution.

Abraham Lincoln, während er gesenkten Hauptes und mit kummervoller Miene am Abend des 3. November im Parlor des Preskotthauses saß, verstand wohl und fühlte schmerzlich die Bedeutung des folgenden Tages. Wir werden bald den einen Grund erfahren, der den Präsidenten dazu bewog, heute Nacht heimlich in New-York zu erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Christabend.

Eine Familiengeschichte von Alex. Const. Fischer.

1.

Die Commis hatten schon längst das finstere Comptoir verlassen, nur der Chef des Hauses „Gebr. Pfeiffer," Herr Samuel Pfeiffer, saß noch in seinem einsamen Kabinet und rechnete eifrig in dem großen vor ihm aufgeschlagenen Hauptbuche.

Von dem nahen Nikolaithurme schlug die Glocke Zehn. Tausende lauschten in diesem Momente aufmerksam den metallischen Klängen, den Ohren des alten Herrn aber blieben sie gleichgültig. Immer emsiger glitt sein Zeigefinger die langen Reihen von Ziffern herab, die die Folioseiten des Hauptbuchs bedeckten. Noch war es nicht über die Hälfte durchgerechnet, die Wangen des alten Herrn rötheten sich tiefer, sein Athem ward dagegen immer kürzer, heftiger und keuchender, die innere Angst und eine fieberhafte Hast, zu Ende zu kommen, prägten sich immer deutlicher auf seinem Gesicht aus.

Die Glocke verkündete die zwölfte Stunde, als der emsige Rechner das letzte Blatt in der zitternden Hand hielt.

„Nur zu wahr," murmelte er vor sich hin, „Alles stimmt. Ich bin banquerott!"

Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Banquerott! Samuel Pfeiffer banquerott! Mein Gott! warum das?!" rief er im Uebermaße seines Schmerzes, und als hätte er mit diesen Worten all' seine Kraft ausgehaucht, sank er halt- und kraftlos in den Lehnstuhl zurück.

Samuel Pfeiffer war der Chef und alleinige Inhaber des Hauses: „Gebr. Pfeiffer." Diese Firma war, gestützt auf eine langjährige solide Existenz und auf den ehrenhaften Charakter seiner früheren und seines jetzigen Chefs, die geachtetste aller Handelsfirmen der reichen Handelsstadt. Sie besaß ihre eigenen Fabriken und betrieb seit langen Jahren einen schwungvollen überseeischen Handel in Manufakturen. In ihren kolossalen Waarenlagern fand man solchen Reichthum an Stoffen aufgehäuft, daß dem bescheidenen Beschauer sozusagen die Augen übergingen. Ihr Markt war Amerika, und die Auswahl der Stoffe beruhte auf den genauesten ethno-

graphischen Studien. Für jede Völkerrace Nord- und Süd-Amerika's, vom intelligentesten Yankee bis zum stüpidesten farbigen Naturkinde herab gab es in dem riesigen Waarenspeicher der Handlung besondere Abtheilungen, die sich alle durch Farbe und Stoffe von einander je nach der nationalen Vorliebe unterschieden, nur an Pracht und Schönheit glichen sie sich.

Vor mehreren Jahren hatte Samuel Pfeiffer die Firma zum alleinigen Besitz und Fortbetrieb erhalten, der frühere Mitbesitzer, sein Bruder Gabriel Pfeiffer, war nach Amerika gegangen und hatte dort in New-York ein Bankgeschäft etablirt, das ihn, einen glücklichen Spekulanten, in Kurzem zum reichen Manne gemacht hatte. Er hatte sich aus seiner öffentlichen Stellung als Banquier zurück in die Ruhe des Privatlebens gezogen und seitdem nichts wieder von sich hören lassen.

Samuel Pfeiffer trieb mit dem alten Glück, das von jeher die Firma beständig begünstigt hatte, das Geschäft auf eine nahezu schwindelnde Höhe. Da mit einem Male wandte ihm Fortuna den Rücken. Amerika lag in den Wehen einer furchtbaren Krisis, der Fall einer Unzahl großer und bedeutender Häuser erschütterte auch den ganzen amerikanischen Kontinent. Ein Haus nach dem andern stellte seine Zahlungen ein, und Samuel Pfeiffer, durch diese Krise schwer getroffen, war seinem Falle nahe.

Anstatt die Fabrik eine Zeit lang einzustellen, wozu ihn die erlittenen Schläge und der Umstand, daß sein baares Vermögen ebensowenig als sein großer Kredit hinreichen würden, langwierigen Kalamitäten Trotz zu bieten, dringend mahnten, war er unklug genug in sanguinischer Hoffnung auf baldigen Wechsel der ungünstigen Konjunkturen die Fabrikation ganz im alten großen Style fortzuführen. Nur zu bald machte sich Geldmangel fühlbar, und nun nahm Pfeiffer, der ganz den Kopf verloren zu haben schien, zu dem schädlichsten aller Vertriebswege, zur Kommission gegen Vorschuß, seine Zuflucht. So thöricht und unklug diese hartnädige Verläugnung der Verhältnisse waren, der Beweggrund war ein edler. Es that Pfeiffer weh, die Hunderte von Arbeitern, welche lediglich von ihm ihr Brod erhalten konnten, in einer an sich schweren Zeit durch Schluß seiner Fabrik brodlos zu machen. Aber dieses Mitgefühl führte ihn nur um so reißender seinem Ruin entgegen. Von den Waaren, die er in überseeische Kommission gegeben, um durch Vorschußentnahme wenigstens ein Viertheil ihres Werthes baar in die Hand zu bekommen, blieb ihm eben nichts als der geringe Vorschußbetrag. Dieser reichte nicht weit; mittlerweile stürzten auch die Kommissionshäuser, sei es durch Druck der Verhältnisse, sei es in betrügerischer Absicht, die Waaren waren verloren, die Kasse wurde leer der Kredit erschöpft und mit dem letzten Heller schwand auch jede Möglichkeit, den erlittenen ungeheuren Verlust auch nur zum geringsten Theile auszugleichen. Das Haus „Gebr. Pfeiffer" war banquerott.

Pfeiffer rechnete, ehe er das Einleuchtendste glauben wollte, wohl zwanzig Mal seine Bücher durch — er erzielte kein anderes Resultat, er war banquerott! Sein ganzes Vermögen hatte die Krisis verschlungen, seine Arbeiter waren nun doch brodlos, seine Fabriken unnütze Steinhaufen, seine Speicher hohle, leere Räume. Ein schauerliches, herbes Gefühl schaurte die Brust Pfeiffer's zusammen, wenn er in ihnen nichts sah, als das Gewebe der Spinne, nichts hörte, als das schallende, hohlklingende Echo seiner Schritte. Das Wenige, was er nun noch besaß, reichte nicht hin, seine Gläubiger zu befriedigen, die unerbittlich nehmen würden, was noch zu erlangen war, sobald sie Ahnung von seiner Lage hatten.

Wäre Samuel Pfeiffer jung gewesen, ja dann hätte ihn der Schlag dieser Entdeckung gewiß so bitter nicht getroffen; aber er stand im sechzigsten Jahre, sein Haar war mit Ehren grau geworden, und vor Allem, er hatte Familie, eine Frau, einen hoffnungsvollen Sohn, Bernhard, der als Offizier im K. 4. Husarenregimente diente und im Vaterhause wohnte, und eine junge, schöne Tochter Marie. Das Bewußtsein, daß auch seine innig geliebte, von Jugend auf an Ueberfluß und Reichthum gewöhnte Familie dem harten Loose mit erliegen sollte, daß ihm bei seinem vorgerückten Alter kaum noch so viele Jahre bleiben würden, um wenigstens Etwas wiederzuerlangen, und endlich die nagende Reue darüber, daß er es nicht gethan hatte, verdoppelten die furchtbare Wucht seines traurigen Schicksals. —

Die Lampe über dem Pulte brannte immer düsterer, endlich verlöschte sie. Es schlug vier Uhr. Der falbe Schein des jungen Tages drang durch das Fenster. Da erst erwachte Pfeiffer. Er rieb sich die Augen; sein erster Blick fiel auf das große Hauptbuch, das mahnende Gedenkzeichen seiner traurigen Lage, das gebieterische Ausrufungszeichen seiner Verhältnisse. Der alte Schmerz begann mit neuer Wuth.

Seitwärts vom Pulte zierten die Wand zwei schön gearbeitete Pistolen. Der alte Herr nahm eins von ihnen und barg es in die Seitentaschen seines Paletot. Dann schritt er zum Spiegel, glättete sich mit der zitternden Hand die Haare, die in wilder Unordnung um seine brennend heiße Stirn fielen, und machte sich zum Ausgehen bereit. Er sah so verstört, so entsetzlich verzweifelt aus — der furchtbare Entschluß des Selbstmords keimte in ihm!

„Leb' wohl, du trautes Zimmer, — Viel hab' ich erfahren in dir — heute das Schwerste! Gott schütze meine Familie!"

Helle Thränen rannen ihm über die fahlen, hohlen Wangen und zeugten für das grausame Weh, das das Herz des alten Herrn zerriß.

Zu Boden gedrückte Seelen mangeln oft der natürlichen Energie; die Scham, erlegen zu sein im großen Kampf um das Leben, erzeugt dann in ihnen eine künstliche, eine Scheinkraft, die aber eben, weil sie Lüge ist, gerade den schlimmsten und verkehrtesten Weg führt. Eine solche Scheinkraft war es, mit welcher jetzt der alte Herr Pfeiffer aus dem Zimmer hinaus auf die Straße eilte. Er hatte keinen Willen, wohin er gehe, stieren Blickes rannte er durch die noch menschenleeren Straßen ohne Ziel, ohne bestimmten Zweck, denn was er wollte, lag noch im bittersten Kampf mit der allmächtigen Liebe zum Leben, mit der Hoffnung und mit dem wärmsten Gefühle für seine nichtsahnende, innig geliebte Familie. Es war in Wahrheit ein Kampf auf Tod und Leben.

gekommen, fragte der Marquis den Wirth nach dem Zimmer eines jungen Mannes, der nebst einer jungen Dame seit einiger Zeit hier Aufenthalt genommen. Anfangs machte der Wirth Schwierigkeiten, diese Frage zu beantworten und verlangte zuvor die Namen der gewünschten Personen genannt zu hören. Als ihm hierauf der junge Page die Mittheilung machte, daß er die Ehre habe, den spanischen Gesandten, der nothwendig mit dem jungen Paare zu reden habe, vor sich zu sehen, erwiederte der Wirth, daß die jungen Leute unerkannt zu bleiben wünschten, und ihm streng anbefohlen hätten, allen denen, welche nach ihnen fragten und nicht in der Lage seien, ihre — der jungen Leute — Namen zu nennen, den Eintritt zu wehren. Dennoch wolle er, trotz dieses Befehles, aus besonderer Achtung des Gesandten, bereit sein, demselben das Zimmer des jungen Paares zu zeigen.

Der Gastwirth führte hierauf den Gesandten und dessen Begleitung in das höchste Stockwerk nach einem der erbärmlichsten Zimmer. Er klopfte an die Thür — doch machte man keine Anstalt, dieselbe zu öffnen, und erst als er das Klopfen heftiger wiederholt hatte, öffnete sich die Thür zur Hälfte. Beim Erblicken des Gesandten und seiner Begleitung wollte jedoch derjenige, der geöffnet, das Zimmer eilends wieder schließen, mit dem Bemerken, daß man sich irre. Doch heftig riß der Gesandte die Thür zurück, trat in's Zimmer ein und bedeutete seinen Leuten, draußen zu verweilen. Der Marquis sah sich einem jungen Manne von zierlichem Wuchse gegenüber, dessen Aeußeres vollständig der von dem Grafen von Monkada eingesandten Beschreibung glich. Bei ihm befand sich eine junge Dame, schön, reizend gebaut, und ebenfalls durch die Farbe ihrer Haare, den Wuchs ihres Körpers und den Schnitt des Gesichts derjenigen Persönlichkeit vollkommen ähnlich, welche sein Freund, der Graf von Monkada, ihm beschrieben hatte. Der junge Mann ergriff zuerst das Wort und beklagte sich bitter über die Gewalt, mit der man den Eingang bei einem Fremden sich erzwungen, der in einem freien Lande sich aufhalte und unter dem Schutze der Gesetze desselben lebe. Doch der Gesandte auf ihn zueilend, um ihn zu umarmen, entgegnete ihm: „Es ist unnöthig, mein theurer Graf, sich zu verstellen! Ich kenne Sie und bin keineswegs gekommen, um Ihnen oder dieser liebenswürdigen jungen Dame Unannehmlichkeiten zu bereiten."

Aber der junge Mann wandte auf diese Rede ein, daß man sich freilich irre, daß er nicht Graf, wohl aber der Sohn eines Kaufmanns aus Cadix und diese junge Dame seine Gemahlin sei, und daß sie Beide auf einer Vergnügungsreise begriffen.

Mit Wehmuth ließ der Gesandte seine Blicke durch das höchst dürftig möblirte Gemach und über das hier und dort zerstreute armselige Gepäck schweifen und sprach dann mit Erregung: „Mein theures Kind — erlauben Sie mir diese Bezeichnung, zu der meine zärtliche Freundschaft für Ihren Herrn Vater mich berechtigt — mein theures Kind, also hier muß der Sohn des Grafen von Monkada verweilen, hier in diesem elenden Gelaß! Entsetzlich!"

Noch immer wollte der junge Mann von dieser Sprache nichts verstehen.

Endlich, durch die immer dringender werdenden Vorstellungen des Gesandten besiegt, gestand er unter Thränen, daß er in der That der Sohn des Grafen von Monkada sei, doch nimmer zu seinem Vater zurückkehren könne, sobald dieser von ihm verlangen werde, ein Wesen zu verlassen, das er anbete. Als jedoch die junge Frau solche Rede vernahm, warf sie sich, in Thränen zerfließend, vor den Gesandten auf die Knie und sagte ihm, daß sie nimmer die Ursache des Verlustes des ehrwürdigen Grafen von Monkada sein wolle, und ihr Edelmuth oder vielmehr ihre Liebe trug den Sieg über ihr eigenes Interesse so sehr davon, daß sie zum Heile des Geliebten zu einer freiwilligen Trennung von demselben sich bereit erklärte. — — —

Der Gesandte muß eine so edle Uneigennützigkeit aus vollem Herzen bewundern; der junge Mann aber geräth in die heftigste Aufregung, überschüttet die Geliebte ob ihres Entschlusses mit Vorwürfen, schwört, sie nun und nimmermehr verlassen zu wollen und hält es für seine Pflicht, dem Edelmuthe derselben nicht nachzustehen, worauf ihm der Gesandte mittheilt, daß die Absicht des Grafen ja keineswegs dahin gehe, das Fräulein auch materiell unglücklich zu machen, daß er von demselben vielmehr beauftragt sei, der Dame eine angemessene Summe zur Verfügung zu stellen, womit sie nach Spanien zurückkehren und dort Aufenthalt nehmen könne, wo sie nur immer wolle. Der Adel der Gesinnung und die Wahrheit der Zärtlichkeit der Dame flößten ihm das größte Interesse ein und verpflichteten ihn, die Summe, die er beauftragt sei, ihr zu überweisen, in einer solchen Höhe, als nur möglich, zu bestimmen, und er verspricht ihr demgemäß 10,000 Gulden, welche Summe ihr in demselben Augenblicke gezahlt werden solle, in welchem sie das ihr von dem Geliebten gegebene Heirathsversprechen ausgehändigt haben würde, auch der junge Graf von Monkada in dem Gesandtschaftshotel Wohnung genommen und das Gelöbniß geleistet habe, nach Spanien in die Arme des trauernden Vaters zurückzukehren. Um die reiche Geldsumme scheint die junge Dame sich gar nicht zu bekümmern — sie denkt nur an den Geliebten, an den Schmerz, ihn verlassen zu müssen — an das grausame Opfer, welches zu bringen die Pflicht und ihre große Liebe für den jungen Mann fordern. Indem sie sodann aus einer kleinen Brieftasche das ihr vom Grafen gegebene Eheversprechen hervorzieht, spricht sie mit edler Bewegung: „Nehmen Sie, mein Herr!" Sie küßt dasselbe noch einmal mit heftiger Leidenschaft und überreicht es sodann dem Gesandten, welcher, die Seelengröße der jungen Dame aufrichtig bewundernd, voll von Rührung das Papier an sich nimmt. Er gelobt ihr, für ihr Schicksal stets Theilnahme hegen zu wollen und gibt dem jungen Grafen zugleich die Versicherung, daß sein Vater ihm verzeihen werde. — Mit offenen Armen wird er das verlorene, in den Schooß der tiefbetrübten Familie zurückkehrende Kind wieder aufnehmen, — das Herz eines Vaters ist ein unerschöpflicher Born von Liebe. Wie unendlich groß wird das Glück seines so lange schon in tiefer Trauer befindlichen Freundes sein, wenn er die Nachricht erfährt, und wie glücklich fühlt er sich selbst, daß er es ist, der all' diese Freude veranlaßt hat. . . . So ungefähr lauten die Reden

des Gesandten, von denen der junge Mann tief ergriffen zu sein scheint. — — —

Sodann drängt der Marquis, in der Befürchtung, daß während der Nacht die Liebe all' ihre Macht wieder gewinnen und den hochherzigen Entschluß der Dame wiederum zurückdrängen werde, in den jungen Grafen, ihm nunmehr in sein Hotel zu folgen. Die Thränen, die Wehklagen, welche diese grausame Trennung hervorruft, zu schildern, ist unmöglich. Sie rühren das Herz des Gesandten tief, und bewegten Tones verspricht er der jungen Dame nochmals seinen Schutz. — — —

Das wenige Gepäck des jungen Grafen ist bald fortgeschafft und noch an demselben Abend bezieht er das herrlichste Gemach des Hotels des Gesandten, der fast trunken ist über die Freude, dem berühmten Hause der Monkada den Erben seiner Größe, den demnächstigen Besitzer all' seiner reichen Grundbesitzungen wiedergegeben zu haben — — —

Als der junge Graf sich am folgenden Morgen von seinem Lager erhebt, sieht er sich von Schneidern und Händlern von Kleiderstoffen und Spitzen umgeben, und er hat nur nöthig zu befehlen und Auswahl zu treffen.

Zwei Kammerdiener und drei Lakaien, die gewandtesten und brauchbarsten Leute der Dienerschaft des Gesandten stehen im Vorzimmer zur Verfügung des jungen Spaniers. — —

Der Marquis betritt das Zimmer und zeigt dem Grafen von Monkada den Brief, den er soeben an den alten Grafen geschrieben und in welchem er diesen beglückwünscht, einen Sohn zu besitzen; dessen Gesinnungen und Eigenschaften völlig mit dem Adel seines Blutes in Einklang stehen. Zugleich wird in dem Briefe dem Vater die sofortige Rückkehr des Sohnes gemeldet. Auch die junge Dame ist darin nicht vergessen. Gern gesteht der Marquis ein, daß zum großen Theile deren Edelmuth den jungen Liebenden vermocht, sich dem Willen des Vaters zu beugen, und er glaubte nicht zweifeln zu dürfen, daß der Graf zu dem Geschenk von 10,000 Gulden, welches er der edelmüthigen Dame zur Verfügung gestellt hat, seine Genehmigung ertheilen wird. — — — — —

Noch an demselben Tage läßt der Gesandte diese Summe dem ebenso liebenswürdigen als hochherzigen Mädchen auszahlen, und dasselbe reist dann sofort ab. — — — — —

Die Vorbereitungen zur Abreise des jungen Spaniers waren inmittelst auch getroffen. Eine herrliche Garderobe und ein ausgezeichnetes Gefährt waren in Rotterdam auf ein nach Frankreich bestimmtes Schiff verladen, auf dem zugleich ein Platz für den jungen Grafen belegt war, der sich über Frankreich nach Spanien zurückbegeben wollte. Eine bedeutende Summe Geldes und beträchtliche Wechselbriefe auf Paris wurden ihm vom Marquis eingehändigt, und der Abschied der beiden Herren war ein höchst rührender. — — —

Mit Ungeduld erwartete der Gesandte die Rückantwort des Grafen von Monkada auf seinen Brief, und er machte sich häufig im Geiste eine Vorstellung von der großen Freude seines geliebten Freundes.

Endlich nach Verlauf von vier Monaten erhielt er die so ungeduldig erwartete Antwort auf seinen Brief. Doch das Erstaunen des Marquis, als er diesen Brief der Durchsicht unterzog, zu schildern, dürfte schwer fallen. Also lautete derselbe:

„Der Himmel, mein theurer Marquis, hat mir nie die Freude gewährt, Vater zu sein. Ueberhäuft mit Reichthümern und Ehren, hat der Kummer, keine Erben zu besitzen, und mit mir ein edles Haus untergehen zu sehen, den tiefsten Schmerz auf mein Leben gesenkt. Zu meinem größten Betrübniß erfahre ich nun, daß Sie von einem jungen frechen Abenteurer, der die Kenntniß, welche er von unserer alten Freundschaft gehabt, zu seinem Nutzen ausgebeutet und Sie arg überlistet hat. Doch Ew. Excellenz sollen nimmer der Betrogene sein. Sie haben den Grafen von Monkada verpflichten wollen, und dieser hat daher selbstredend das zu erstatten, was Ihre edelmüthige Freundschaft ihm vorzustrecken beeifert gewesen ist, um ihm ein Glück zu bereiten, welches er so lebhaft empfunden haben würde. Ich gebe mich daher der Hoffnung hin, mein theurer Marquis, daß sie keine Schwierigkeiten machen werden, die beiliegende Anweisung von 3000 Pistolen zu acceptiren. — — — —“

* * *

Von dem Abenteurer, der ihn so arg düpirt, und seiner schönen Begleiterin hat der brave Gesandte, trotz aller Nachforschungen, nie wieder etwas erfahren können.

Launiges.

* Eine Dame macht in Saphir's Gegenwart ihren Gatten darauf aufmerksam, daß er sich ein Paar neue Beinkleider anschaffen müsse. — „Nicht doch, meine Liebe! ich sehe diese Nothwendigkeit gar nicht ein,“ versetzte der Gatte. — „Lieber Freund, geben Sie nach,“ sagte Saphir: „Ihre liebe Frau muß dies doch besser wissen als Sie, denn sie hat ja die Hosen an!“

* Unter dem Titel: Spaziergänge im Fabelkleide, sind soeben im Verlage von J. P. F. E. Richter (Hamburg und Leipzig) höchst pikante Gedichte und Fabeln für die „kleine Welt der großen Kinder“ erschienen, auf welche wir zurückkommen werden; als Probe geben wir heute nur folgenden ergötzlichen Dialog zwischen Uhr und Orden:

Der Vorzug.

In einem Kasten lagen Uhr und Orden.
„Ei,“ sprach der Letzt'ren einer zu der Uhr,
„Wodurch ist Dir der Vorzug denn geworden
Bei uns zu weilen? Durch Verseh'n doch nur.
Wir wüßten nicht, daß Dir beschieden wäre,
Als werthvoll Zeichen für die höchste Ehre
Wie wir zu glänzen; darum packe Dich!“ —
„„Still!““ rief die Uhr, „„wer hätte mehr als ich
Ein Recht, Euch eitlen Tand gering zu schätzen?
Ihr gebet uns'rem Herrn den äuß'ren Schein
Und bringt ihm nichts als Schmeichelworte ein,
Doch will er mehr — mich kann er schon versetzen!““

Verantwortl. Redakteur: Karl Seifart. — Stuttgart, Druck und Verlag von Carl Grüninger.

Der König von Sion. [illegible] Dichtung in [illegible] Gesängen von Robert Hamerling. [illegible] [illegible] [illegible], 1869.

[illegible] — [illegible]

[illegible] der Wiedertäufer [illegible] Münster bietet eine [illegible] Episoden in der Geschichte der Reformation [illegible] [illegible] Geschichte machte [illegible] Stoff [illegible] einen Roman [illegible], in welchem sich eine [illegible] [illegible] Abenteuerlichen und Schrecklichen zusammendrängte, wie sie die kurze Geschichte des Schwärmerkönigreichs an die Hand gibt. Die [illegible] Ausgeburten eines anfangs siegreichen Fanatismus, bilden eine Reihe der [illegible], selbst in der damaligen wilden und bewegten Zeit unerhörtesten Ereignisse und sparen dem Dichter die künstliche Erfindung überraschender Situationen, spannender Begebenheiten [illegible] romantischer [illegible]. — Es konnte [illegible] nicht ausbleiben, daß die Dichtung sich vielfach dieses Stoffes bemächtigte, Oper und Novelle, Roman und Volkslied, [illegible] von den Thaten und Schicksalen Johann von Leydens und seiner Freunde und Feinde; am gewaltigsten, packendsten und in der angemessensten und schönsten Form aber hat Hamerlings Genius diesen Stoff gestaltet und poetisch verklärt. — [illegible] kleinmeisterliche Pedanterie könnte mit dem Dichter darüber rechten, daß er sich nicht streng an die Geschichte gehalten und vielfach gegen die historische Treue gefehlt habe, ein Gedicht ist eben kein Geschichtswerk und unterliegt dem ästhetischen Gesetz, die oft [illegible] Rauhheiten der Wirklichkeit anmuthig zu verhüllen. Referent ist mit der Geschichte der Anabaptisten genau bekannt und zwar nicht allein nach Kerssenbroicks bekanntem Werke, sondern zum Theil auch (vergl. die historische Skizze „im bischöflichen Lager" im vorliegenden Heft der Erheiterungen) auf Grund bisher noch wenig oder gar nicht benutzter Quellen, hat aber, hingerissen vom Schwung und von der [illegible] des Hamerling'schen Gedichts, sich dadurch niemals gestört gefühlt, daß die ernste, prosaische Klio über die schöne Hilla und über den [illegible] König von Sion etwas anderes erzählt als die Muse Hamerlings. — Unser Dichter idealisirt den König von Sion in [illegible] Zügen als den Träger einer neuen reformatorischen [illegible], die Menschen aus der Knechtschaft und dem Jammer des [illegible] Elends [illegible], er verleiht ihm eine Faustnatur, die „vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust" nicht allein für sich, sondern für die ganze Menschheit fordert, die „Lust und die Tugend will er zum [illegible] Bunde vereinigen" gegenüber der herkömmlichen sinnlichen Ausschweifung einerseits und der fleischabtödtenden, fanatischen Askese andererseits. Bei aller Kraft und Würde aber, welche Johann von Leyden an den Tag legt, hat er doch wieder zu viel von dem schwankenden, unsichern Wesen Hamlets in sich, um mit [illegible] Energie seine Idee durchzuführen und er ist den finstern Mächten nicht gewachsen, welche mit dämonischer, zerstörender Faust sein und seiner getreuen Werk verwirren. Sein böser Dämon ist seine spätere Gemahlin Divara, eine Zigeunerprinzessin, eine schöne, glühende [illegible], die er ihres dämonischen, seinem Streben Unheil [illegible] Wesens wegen desto mehr verabscheut, je mehr sie ihn [illegible] rasender Liebesleidenschaft verfolgt. Divara's [illegible] Allem der ihr ergebene häßliche, intriguante [illegible], der wie ein rechter Thersites unter den [illegible] [illegible] Wiedertäufer [illegible] wollen umher[illegible] und [illegible] angezettelt, durchkreuzen die edeln Pläne des Königs, ver[illegible] [illegible] Begeisterung [illegible] wilden Rausch und „machen [illegible]: [illegible] finstere [illegible] der Hölle, welche [illegible] [illegible], um sich zu [illegible] [illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Kampfes [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] das [illegible] von [illegible] [illegible] ihn mit [illegible] [illegible]

Der Dichter [illegible], [illegible] enden zu lassen, [illegible], wenn er [illegible] von den Flammen der Hölle [illegible].

Der uns hier [illegible] Raum [illegible] tiefer auf die [illegible] das [illegible] können nur hindeuten [illegible] Schilderung, auf die lebhafte, [illegible] mit den bischöflichen [illegible], auf [illegible] mit der Dichter die schöne dämonische [illegible] vortreffliche Charakterzeichnung des [illegible] gegen Knipperdolling, [illegible] Knipperdolling paßt, sowie auf das von einem [illegible] Zauber durchhauchte Verhältniß des Königs [illegible] schönen, unglücklichen Hilla. Auch weiß der Dichter [illegible] mit derber realistischer Hand zu malen, so [illegible] „bei rothem Wein und [illegible] Fleische" [illegible] Helden erinnert werden, wenn der Dichter [illegible] baptisten sich zu der derben, nahrhaften Kost [illegible] welche die westphälische Küche bietet. — Zu allen [illegible] und Schönheiten trägt das Gedicht noch, wenn [illegible] unbedeutenden Nebendingen absehen, ein [illegible] liches Colorit der Zeit und verräth, daß der [illegible] Studien gemacht hat. — [illegible] der [illegible] men Empfehlung einen schwachen Dank für den [illegible] den er uns durch seine neue [illegible] Schöpfung [illegible].

Das Hochgebirge der Schweiz. [illegible] 45 der interessantesten Ansichten [illegible] Gletscher und Felsengebirgen. Nach Photographien und getreu nach der Natur [illegible] in Stahl gestochen von J. L. Rudi[illegible] ber u. a. m. Mit topographischem [illegible] Prof. Ed. Osenbrüggen. [illegible] Verlag von Chr. Krüsi.

Von diesem Prachtwerke liegen uns 17 Lieferungen [illegible] in vollem Umfange das leisten, was das Programm [illegible] es sind in der That Blätter der Erinnerung [illegible] welche Hochgebirgsscenen geschaut und durch[illegible] Sehnsucht denen, die nur noch eine Ahnung [illegible] Großen und Schönen, das diese Bergwelt [illegible] den vollendeten, von bewährter Künstlerhand [illegible] stichen der erläuternde Text entspricht, dafür bürgt [illegible] Name des Verfassers. Mit tiefem Gefühl [illegible] die Großartigkeit und Erhabenheit der [illegible] ausgerüstet, ist uns der Verfasser ein Führer durch [illegible] landschaften, dessen Auseinandersetzungen, [illegible] lehrungen man nur gespannt und [illegible] er sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, [illegible] von Land und Leuten, der Geschichte [illegible] werden auf dieses sehr empfehlenswerthe [illegible] bald zurückkommen.

Druck der K. [illegible]









